MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07201 389 9

Richard Wagner
an
Ferdinand Praeger

UNIVERSITY
OF
TORONTO
LIBRARY

Richard Wagner
an
Ferdinand Praeger

Im gleichen Verlage erschienen außerdem folgende

Briefsammlungen Richard Wagners:

Richard Wagner an Minna Wagner
Zwei Bände mit zwei Porträts

Richard Wagner an Eliza Wille
Herausgegeben von Wolfgang Golther

Bayreuther Briefe
Herausgegeben von C. Fr. Glasenapp

Künstlerbriefe
Herausgegeben von Erich Kloß

ArtM.D.
W1346bp

Richard Wagner an Ferdinand Praeger

Zweite, neu durchgesehene Auflage

Herausgegeben mit kritischem Anhang

von

Houston Stewart Chamberlain

a s 5 - 39
14/9/09.

Verlegt bei Schuster & Loeffler
Berlin und Leipzig
1908

ML
410
W1A43
1908

Inhalt

Seite

Vorwort 7

Richard Wagners Briefe an Ferdinand Praeger 11

Chamberlains erste Kritik von Praegers „Wagner, wie ich ihn kannte", 1893 49

Chamberlains zweite Kritik, 1894 153

Richard Wagner über Ferdinand Praeger . . . 185

Alle Rechte vorbehalten

Vorwort.

Briefe Richard Wagners bedürfen keiner Empfehlung; jede Zeile aus dieser Feder hat für Tausende Interesse; die Lebensgeschichte eines solchen Mannes verwebt sich zu eng mit der ganzen Geschichte seiner Zeit, als daß irgendeine sachliche Nachricht und irgendeine Wallung seines Gemütes gleichgültig lassen könnte. Die vorliegenden Briefe an Praeger haben jedoch ein so eigentümliches Schicksal erfahren, daß sie wert sind, der Aufmerksamkeit des Lesers besonders empfohlen zu werden, und geschähe es nur, damit auch er der Vorsehung danke, die ihre Auffindung durch einen merkwürdigen Zufall herbeiführte und so zugleich ein ganzes Gewebe perfider Verleumdung zerriß.

Ferdinand Praeger (1815?—1891), ein seit dem Jahre 1834 in London ansässiger deutscher Musiklehrer, hinterließ bei seinem Tode das Manuskript zu einem Buche über Richard Wagner, und zwar in zwei Fassungen, die beide im Jahre 1892 erschienen, die eine englisch unter dem Titel "Wagner as I knew him", die andere deutsch unter dem Titel „Wagner, wie ich ihn kannte". Dieses Buch enthielt vierunddreißig Briefe Wagners an Praeger, nebst Zitaten

aus Briefen des Meisters an andere. Die Tatsache, daß der Text dieser angeblich nach den Originalen mitgeteilten Briefe in den beiden Ausgaben häufig nicht übereinstimmte, erregte bald die Aufmerksamkeit einiger Leser; bei näherer Betrachtung fielen ihnen dann manche sonderbare Irrtümer auf, unmögliche Jahreszahlen, falsche Zitate, kaum glaubliche Angaben. Schon im Sommer 1892 gab der bekannte Wagnerbiograph und Wagnerübersetzer, William Ashton Ellis in London eine kleine Schrift heraus: "1849. A Vindication" (deutsch unter dem Titel „1848. Der Aufstand in Dresden", 1894 bei Reinboth in Leipzig erschienen), in der er auf Grund eines genauen Studiums der Quellenschriften nachwies, Praegers Darstellung dieser Episode könne unmöglich auf authentischen Nachrichten beruhen. Inzwischen hatte Hans von Wolzogen seinerseits manches bemerkt, und auch ich hatte Nachforschungen angestellt, namentlich mit Bezug auf die Briefe. Aus diesen gemeinsamen Bemühungen entstand in uns die Überzeugung, manche der angeblichen Briefe Wagners seien apokryph, andere in wesentlichen Punkten gefälscht; außerdem konnten wir nachweisen, daß das Buch (welches angeblich auf Erzählungen Wagners beruht) teils sehr leichtfertig aus bekannten Quellen zusammengestoppelt war, teils der Verbreitung perfider Erfindungen diente. Wer Briefe fälscht, wird vor anderen Lügen nicht zurückschrecken. Aus diesem gemeinsam zusammengetragenen Material redigierte ich meinen ersten kritischen Aufsatz, der im Juliheft der „Bayreuther

Blätter" 1893 erschien. Im Herbst desselben Jahres reiste ich nach England, entdeckte die Originalhandschriften zu einundzwanzig der von Praeger benutzten Briefe und veröffentlichte sie 1894 im Januarstück der „Bayreuther Blätter", zugleich mit einigen wichtigen Ergänzungen zu dem ersten kritischen Aufsatz. Alle unsere Vermutungen fanden sich bestätigt. Im Sommer desselben Jahres erschienen dann die Briefe und meine Kritiken als Broschüre. Wenige Wochen darauf zog die Firma Breitkopf & Härtel das Buch „Wagner, wie ich ihn kannte" aus dem Buchhandel zurück, indem sie, wie sie in einer Zuschrift an die „Allgemeine Zeitung" erklärte, „aus einer berechtigten Kritik einfach die Folgerungen zog, die ihr die Verlagsehre gebot".

Vielleicht wirft man ein: wozu diese kritischen Untersuchungen von neuem herausgeben? Das Buch ist vergessen, lasse man es ruhen! Das Buch ist aber nicht vergessen. In öffentlichen Bibliotheken kann man es einsehen, und antiquarische Exemplare werden teuer bezahlt. Es gibt Leute, die immer wieder die alte Lüge Hanslicks auftischen, das Buch sei von mir aufgekauft worden, und immer wieder auf Praeger hinweisen als auf einen unparteiischen, zuverlässigen Zeugen; noch die letzte Auflage von Riemanns Musiklexikon bringt Praegersche Behauptungen, deren Lügenhaftigkeit mein erster Aufsatz bereits vor fünfzehn Jahren dokumentarisch nachgewiesen hat, als historische Tatsachen. Freilich, das Buch „Wagner, wie ich ihn kannte", allein,

hätte herzlich wenig zu bedeuten; es steht aber nicht allein, sondern ist ein Symptom; und die Geistesanlage, welcher dieses Symptom entspringt, lauert überall umher und wartet nur auf den günstigen Augenblick, um die Ehre des deutschen Meisters, wie in der Vergangenheit, so auch in der Zukunft zu besudeln. An dem einen Punkte steht diese kleine Arbeit Schildwache.

Leider sind in fünf Briefen (13—17) durch meine Schuld Lücken geblieben. Genötigt, die Abschriften in kurzer Zeit und unter nervenmarternden Bedingungen zu machen, außerdem nicht ahnend, daß die Originale bald von neuem unzugänglich werden würden, habe ich in diesen weniger interessanten späteren Briefen einige langwierige Angaben über bestellte Stoffe und Bücher ausgelassen; hoffentlich gelingt es später einmal, das Fehlende zu ergänzen; sachlich ist es jedoch ohne Bedeutung.

Wien, im Mai 1908.

Houston Stewart Chamberlain.

Richard Wagners Briefe an Ferdinand Praeger

1.

Verehrteſter Herr!

Sie wiſſen vermuthlich, daß ich mit Ihnen, — durch die Röckel's — bereits bekannt bin, auch wohl, daß ich weiß, daß ich Ihnen verpflichtet bin. In einer Angelegenheit, die Ihnen der beiliegende Brief des Papa Röckel ſofort zum Verſtändnis bringen wird, muß ich mich nun direct an Sie wenden: Sie erſehen, daß ich vom Secretair der philharmoniſchen Geſellſchaft in London befragt worden bin, ob ich geneigt ſei, die Conzerte derſelben in der bevorſtehenden Saiſon zu dirigiren. Ich ſtellte zwei Bedingungen. 1°. ein zweiter Dirigent. 2°. Engagement des Orcheſters zu mehreren Proben von jedem Conzert. Sie ſehen, was mir der alte Röckel, dem ich dieß berichtete, dagegen vorſtellt und anräth. Geben auch Sie ihm recht, ſo bin ich bereit, von meiner zweiten Forderung zurückzuſtehen; und für dieſen Fall würde ich Sie erſuchen, als in meinem Namen die Sache mit Herrn Hogarth (Secretär der Ph. G.) zu beſprechen und ſoweit zu

ordnen, daß nur noch der Honorarpunkt zu erledigen wäre, für welchen ich dann Sie um Ihren freundlichen Rath bäte. — Ueberhaupt bestimmt mich für den Entschluß, nach London zu gehen, namentlich die Hoffnung auf Ihre Unterstützung, die ich — als durchaus unfähig zu dem, was doch nöthig sein mag — in sehr weiter Beziehung in Anspruch nehmen müßte.

Wollen Sie daher es wagen, sich mit mir zu beladen, so erklären Sie mir das freundschaftlich und sehen Sie dann, wie Sie mit mir auskommen. Ich bin in der Lage, sehr wünschen zu müssen, einmal etwas ordentliches einnehmen zu können: wie weit dieß möglich ist, ohne mich zu Schlechtigkeiten herzugeben, möchte ich sehen.

Seien Sie mir nicht bös', daß ich Ihnen so in's Haus falle! Nehmen Sie meine Bitte dagegen gütig auf, und handeln Sie in meinem Namen, wie Sie's für gut halten.

Herzlich will ich mich aber freuen, bei solcher Gelegenheit mit Ihnen vertrauter zu werden!

Mit bestem Gruß

Ihr

Zürich
8. Jan. 1855

ergebener
Richard Wagner.

(Hogarth's Brief empfieng ich vor 12 Tagen: ich schrieb sogleich, erhielt aber bis heute keine Antwort; wahrscheinlich aus dem von Röckel vermuteten Grunde.)

(Einlage in Brief 1.)

Basel, St. Alban's Thorgasse Nr. 1262.
Sontag, d. 7/1 55

Wertheſter Freund!

Die Gewährung Ihrer erſten Forderung — noch einen 2ten Dirigenten für die kleinen Sachen neben ſich zu haben, wird keinen Anſtand finden — jene Ihrer 2ten Forderung iſt eine Unmöglichkeit — die außer dem Bereich der Philharmonik liegt. Wenn Ihnen darum zu thun iſt, Ihre Werke in London würdig heraus zu bringen, ſo iſt dieß unbezweifelt die beſte Gelegenheit — (die Aufführung Ihrer Opern auf der Bühne ſelbſt ausgenommen, was noch beſſer wäre) — dieß letztere könnten Sie aber dort perſönlich ſchon einleiten und vorbereiten — es würden ſich ſchon Unternehmer finden u. an deutſchen geeigneten Sängern u. Sängerinnen würde es den Sommer hindurch, wo ſie alle mehr oder weniger Urlaub haben nicht fehlen. Das beſte wäre, wenn Sie ſogleich an Praeger ſchrieben u. ſich durch ihn bey Hogarth anfragen ließen, warum Sie keine Antwort bekämen. Dieſer wird dann einwenden, daß die Philharmonik auch mit dem beſten Willen Ihre 2te Bedingung nicht einzugehen vermöge — Praeger kann dann erklären, daß Sie nur die Gewißheit der Proben, die zur guten Aufführung der Werke unumgänglich ſind, beabſichtigen — und ſomit dann die Sache zu Stande kommen.

Sie müssen bedenken, daß die Werke Haydn's, Mozart's, und Beethoven's dem vortrefflichen Orchester der Philharmonik so vertraut sind, daß hiezu Eine Probe völlig zureicht, es handelt sich demnach nur um Ihre eigenen Compositionen, und hiezu wird die Philharmonik — da ihnen selbst Alles daran liegt, — da alles Uebrige den Reitz der Neuheit verloren hat — die nöthigen Proben nach Möglichkeit zu verschaffen suchen. — Hat doch Berlioz bey der 2ten Philharmonik — wo das Orchester weniger geschickt und neu war — seiner gewiß sehr schweren Musik mit Ehren und Erfolg herausgebracht. Die Composition eines Franzosen, selbst wenn sie ganz deutsch wäre, wird jedoch bey den Engländern nie die Anerkennung finden, wie das Werk eines Deutschen.

Praeger's Adresse ist:

Ferd. Praeger Esqre
31 Milton Street. Dorsetsquare.
London.

Es würde Praeger, der ein Haus für sich bewohnt, gewiß eine große Freude machen, wenn Sie u. Ihre Frau bey ihm abstiegen. — Eduard u. Frau thun dies immer, wenn sie London besuchen. Dadurch brauchten Sie sich in der Wahl eines Logement nicht zu übereilen. — Wenn Sie Praeger schreiben, so bitte ich ihn von mir zu grüßen. — Benedict wird sich Ihnen auch gefällig zu zeigen

suchen, ist aber besonders in der Saison zu sehr beschäftigt.

Herzliche Grüße von uns Allen!

Ergebenst der

Ihrige Roeckel.

2.

Zürich, 18 Jan. 55.

Herzlichsten Dank lieber Herr Praeger! Sie zeigen sich mir in Ihrem Briefe ganz so, wie ich Sie erwarten mußte: das macht mir großen Muth für London! —

Daß ich dem Anderson zugesagt habe, wissen Sie gewiß schon: er sagte mir wenigstens, daß er sogleich per Telegraph berichten müsse um sogleich die nöthigen Ankündigungen erlassen zu können. Ihren Brief erhielt ich übrigens erst nach Anderson's Abreise von hier: es war mir daher lieb, aus demselben eine Bestätigung meiner Zusage zu erhalten.

Was ich über dieses Engagement denke, kann ich Ihnen in Kürze nicht so deutlich mittheilen: jedenfalls bin ich mir bewußt, ein Opfer zu bringen; nur fühlte ich, es handelte sich darum, aller künstlerischen Oeffentlichkeit und allen Beziehungen zu ihr ein für alle Mal den Rücken zu wenden, oder — wenn ich noch irgendwie hoffe — gerade diese mir dar-

gebotene Hand zu ergreifen. Daß ich mich alle mal am gründlichsten irre, sobald ich hoffe, habe ich nun zwar schon wiederholt erfahren: doch seh' ich mich verführt, noch einmal einen Versuch zu machen. Und als solchen sehe ich's eben an. — Daß die Philharmonic keinen Begriff davon hat, mit wem sie sich verbunden, ist mir klar. Doch, das wird sich bald entdecken. Nur etwas spendabler hätten sie sein können: wenn die Herren mit Bewußtsein darauf ausgehen, eine „Berühmtheit" sich zu attachiren, so mußten sie auch etwas mehr darauf verwenden wollen. Ich hab' den Honorarpunkt dem Anderson ziemlich kalt beantwortet. —

An meinen Compositionen scheint ihnen viel gelegen. Sie wissen wohl, daß ich nichts für's Conzert geschrieben habe: nur bei einer besonderen Veranlassung richtete ich aus meinen drei letzten Opern einige — in besonderen Zusammenhang gebrachte — charakteristische Stücke so ein, daß sie zusammen gerade einen Conzertabend füllen, und so einem, mit meinen Opern unbekannten Publikum, einen ersten Eindruck von dem Eigenthümlichen meiner Musik zu verschaffen recht gut im Stande sind.

Es hätte mir nun daran gelegen, gerade mit einer solchen Aufführung in London aufzutreten; da ein solches Conzert jedenfalls aber sehr starke Kosten macht, müßte es zweimal wiederholt werden. Glauben Sie nun daß dieß möglich ist? Glauben Sie, daß ich solche Aufführungen ganz auf meine Hand unternehmen kann? — Für diesen Fall würde

ich gegen die Philharmonic mit meinen Compositionen zurückhalten. — Ich vermuthe jedoch, daß eigene Aufführungen unübersteigliche Schwierigkeiten haben, und ich demnach genöthigt sein werde, Einzelnes in den Conzerten der Philharmonic zu geben, wodurch meine Intentionen allerdings immer stärker beeinträchtigt werden.

Wenn Sie es der Mühe werth halten, auf Alles dieses mir zu antworten, bitte ich Sie, mich doch auch zu unterrichten, ob ich von meinen Compositionen hier Stimmen ausschreiben lassen soll, oder ob ich nur die Partituren mitbringen, oder vielleicht im voraus zu Ihnen schicken soll, damit sie in London ausgeschrieben würden? Natürlich können Sie mir dies nur in Folge einer officiellen Unterredung mit den Directoren der Philharmonic beantworten. Jedenfalls müßten doch die Chöre übersetzt werden? — Was meine Wohnung und Londoner Diät betrifft, so murmelte Anderson etwas davon, daß man mir dieß unentgeltlich besorgen würde: — ich war preoccupirt und achtete nicht sehr darauf. Habe ich nun recht gehört? Er sprach — glaube ich — von einer hübschen Wohnung am Regentspark, die man mir verschaffen könnte. Hätten Sie wohl die Freundlichkeit, gelegentlich in meinem Namen den Anderson hierüber zu interpelliren? Könnte man mir eine sehr hübsche, freundliche und ruhige Wohnung (mit einem guten Klavier) vom 1. März an bieten, so wäre mir dieß doch recht, und ich fiele Ihnen nicht erst zur Last; befreite Sie auch somit von

aller Beklommenheit wegen meiner vermeintlichen Gourmandiſe. Nun, hierüber höre ich wohl ſchon noch. Indeſſen beklage ich Sie im Voraus innigſt wegen meiner Bekanntſchaft: gebe der Himmel, daß ich für die Noth, die ich Ihnen machen werde, einiges Gute und Edle Ihnen bieten kann!

Ihr

RW.

3.

Geehrteſter Freund!

Beſten Dank für Ihre freundſchaftlichen Bemühungen. Daß Sie den Directoren der Phil. meine Anfrage wegen — der mir eigentlich einzig erwünſchten — Geſammtaufführung meiner zum Conzertgebrauch arrangirten Opernſtücke, vollſtändig mittheilten, iſt mir, wenn gleich Sie dazu vollkommen berechtigt waren, nachträglich doch etwas unangenehm. Weiß Gott, wie fremd es mir iſt, mich irgend Jemand aufzudrängen: ich wollte eigentlich bloß Rath darüber haben, ob ich Ausſicht hätte, Alles an einem Abende aufzuführen, für welchen Fall ich dann mit meinen einzelnen Stücken für die Concerte der Phil. ganz zurückgehalten hätte. — Zugleich ſchrieb mir nun auch Hogarth ausführlich, und ſo, wie Sie mir's anzeigten.

Darauf antwortete ich ihm ſogleich kurz, es ſei

mir ganz recht, nur die klassischen Werke aufzuführen; wenn sie später auch etwas von mir wünschten, so würde man mir's sagen, und ich würde dann etwas geeignetes zu wählen suchen, für welchen Fall ich Orchesterstimmen selbst mitbrächte, von denen nur einiges zu dubliren sein würde, was auch in London keine große Kosten verursachen würde. — Es ist mir so auch wirklich ganz recht: die Leute werden mich ja kennen lernen. Ueberhaupt habe ich eigentlich mit der Londoner Expedition gar nichts Bestimmtes im Sinne, als eben einen Versuch, einmal zu erfahren, was sich mit Eurem berühmten Orchester anfangen läßt. Ein eigentlicher Boden für mich kann doch London nie werden. Auch ist mir der kleine Wechsel einmal recht. —

Wenn Sie mir also Ihre gastliche Thüre öffnen wollen, klopfe ich zuerst bei Ihnen an: wollen Sie mich so lange aufnehmen, bis wir ein hübsches Logis für mich gefunden haben, so werde ich Ihnen herzlich dafür danken, und Ihre verehrte Frau nach Kräften um Verzeihung wegen meiner Unverschämtheit bitten.

In den ersten Tagen des März bin ich in London, auf das ich mir — ganz offen — gar keine eigentliche Rechnung mache, wie — im Grunde — auf nichts in dieser Welt! —

Aber sehr will ich mich freuen, Sie zum Freund gewinnen zu können. — Englisch kann ich nicht: ich bin total talentlos für neuere Sprachen, und jetzt ekelt mich das Erlernen solcher schon wegen des

vielen Gedächtnißwerkes dabei an. Ich muß mir mit französisch helfen.

Also, auf baldige persönliche Bekanntschaft!

Ihr sehr ergebener

Richard Wagner.

Zürich
1 Febr. 1855

4.

Paris. 2. März 55

Wertheſter Freund

Ich bin auf dem Wege zu Ihnen, und gedenke Sonntag früh hier abzureisen, und zu der entsprechenden Zeit — wahrscheinlich etwas spät am Abend — in London einzutreffen. Soll ich also wirklich so unverschämt sein, Ihnen, dem mir persönlich leider noch nicht bekannten Freunde, so ohne weiteres in das Haus zu fallen, so muß ich Sie demnach bitten, am Sonntag Abend mich zu erwarten. Hoffentlich misbrauche ich Ihre liebenswürdige Gastfreundschaft aber eben nur für diese Nacht, da ich annehme, es werde unsren Bemühungen gelingen, am Montag Morgen schon mir eine hübsche Wohnung aufzufinden, in der ich mich sofort einrichten zu können herzlich sehne, da ich von vieler Anstrengung sehr ermüdet bei Ihnen ankommen werde. —

Sie hätten wohl die Güte, Hogarth ganz in Kürze davon zu benachrichtigen, daß ich von Montag früh ab den Directoren der Philharmonic zur Disposition stehe? Ich halte somit mein Versprechen, eine Woche vor dem ersten Conzert in London einzutreffen. —

Mit der Bitte, bei Ihrer lieben Frau im Voraus mich bestens zu entschuldigen, und in herzlicher Freude auf Ihre persönliche Bekanntschaft, bin ich

Ihr
sehr ergebener
Richard Wagner.

5.*)

Liebste Freunde!

Herzlichen Dank für Eure Liebe, die mir das abgeschmackte London endlich gar noch werth machen mußte! Ich wünsche Euch Glück und Heil, und — wenn möglich — Rettung aus dem traurigen Londoner Dasein! Wäre mein Bedauern, Euch verlassen zu haben, nicht, so würde ich nur von der angenehmen Empfindung sprechen, deren ich genieße seitdem ich den Continent wieder betreten habe. Das Wetter ist schön, die Luft sommerlich und wohlthätig: von

*) Wie man sieht, ist dieser Brief an sämtliche Londoner Freunde gerichtet.

großer Ermüdung habe ich mich diese Nacht gut erholt und freue mich einer gewissen ruhigen Stimmung, die mich hoffentlich bald wieder zu meiner Arbeit — dem einzigen mir noch vergönnten Lebensgenusse — tauglich machen wird.

Von Abentheuren habe ich nicht viel zu melden, als daß ich denn doch auf dem Schiff mich etwas schlecht fühlte, was eine interessante Scene veranlaßte. Ich hatte mich nämlich in der Cajüte ausgestreckt und eben gelang es mir durch die ruhige Lage und den hereinbrechenden Schlaf die Uebelkeit zu beschwichtigen, als mich der Stewart rüttelte und mein Ticket verlangte; ich mußte mich wenden, um das Gewünschte aus der Tasche zu ziehen, was meine Uebelkeit stark wieder erregte; nun erbat der Unglückliche sich aber auch noch ein Trinkgeld für sich; somit mußte ich mich erheben und das Geld suchen, was mich so übel machte, daß, als Jener eben das Geld dankend empfing, ich ihm eine kurz vorher mir zugekommene Portion Schinken in das Gesicht spie: er hatte nun zu Essen und zu Trinken und schien zufrieden. Mich stimmte dieses Ereignis aber so zum Lachen, daß Uebelkeit und Schlaf fortging, und ich ziemlich guter Laune in Calais ankam. — Mit dem Visitiren, was erst in Paris vor sich ging, lief es gut ab: meine Spitzen wurden nicht bemerkt.

Hier traf ich zugleich meinen drolligen Freund Kietz, dem ich mein Herz über Euch lieben Freunde ausschüttete. Morgen reise ich mit einem Züricher Freunde, der mich hier deßhalb erwartete, vollends

nach Hause. Von Zürich sollt Ihr dann wieder Nachricht bekommen.

Da ich an Euch alle schreibe, so muß ich Euch bitten, dießmal Euch selber von mir zu grüßen. Thut das ja mit rechter inniger Herzlichkeit, und meiner Schwester Leonie gebt außerdem einen recht guten Kuß von mir.

Adieu, Ihr guten lieben Menschen! Behaltet lieb

Euren

Richard Wagner.

Paris 28. Juni 1855.

6.

Zürich. 7 Juli. 1855

Liebster Freund!

Schönsten Gruß aus der Schweiz! — Von Lüders wirst Du hoffentlich bereits Grüße ausgerichtet erhalten haben? Aber von Euch habe ich noch gar nichts erfahren: Du hättest mir doch wenigstens schreiben können, daß Du froh wärest mich los zu sein? Und wie sich Schwester Leonie befindet? Was Henri macht? Ob Gipsy endlich in die Welt getreten ist? Ob die Katze noch ihren bösen Husten hat? Gott, wie viele Dinge giebt es, die ich durchaus wissen müßte, wenn ich ganz ruhig sein sollte! —

Ich für mein Theil faullenze für jetzt noch stark: meine Frau hat mir eine herrliche Hausjacke gemacht

und wundervolle seidene Hausſommerhoſen; in denen wälze ich mich von einem Kanapee zum andren und — ſehne mich nach Arbeit. Montag ziehe ich mit Weib, Hund und Vogel auf den Seelisberg: dort denke ich mich endlich wieder zurecht zu finden. Könnteſt Du mich dort beſuchen!

Ich weiß gar nicht, wie ich es anfangen ſoll, Euch All das Lob auszurichten, das meine Frau mir an Euch aufgetragen hat: als ich erzählend auspackte, und auspackend erzählte, gerieth ſie ein über das andere mal in Rührung. Am meiſten riſſen ſie aber die ſorgſam gezeichneten und zuſammengefalteten Strümpfe hin: „ach, muß das eine gute Frau ſein!“ So rief ſie in einem fort. Und das Nadel-Etui mit dem ſchönen Fingerhut hat ihr (und mir!) ungeheure Freude gemacht. Nun wünſchen wir aber auch Deiner Frau eine Entbindung, wie ſie noch gar keine Frau gehabt hat: mindeſtens ſechs geſunde Kinder auf einmal, mit himmliſch organiſirten Gehirnſchädeln; jedes ſoll als einziges Kleidungsſtück eine Taſche führen, worin eine Anweiſung auf eine Leibrente von 100.000 Pf. ſteckt. Deine Frau ſoll aber ſchon am Abend nach der Entbindung im Salon Praeger mit Dr. Wylde eine Polka tanzen können. Gebe der Himmel, daß dieſer andächtige Wunſch 10fach in Erfüllung gehe: dann wird auch Deine Kinderluſt ſich einmal befriedigen können.

In einigen Tagen wirſt Du ein Kiſtchen mit drei Gyps-Medaillons von mir erhalten; dieſe theile doch folgender Maaßen aus:

1. Familie Praeger.

1. Familie Sainton Lüders, die sich hoffentlich nie trennen werden, und deshalb von mir als ein Hausstand betrachtet sind.

1. Der arme Tenfel von Manchester-Street, 9, genannt Klindworth mit dem Schaden.

Von dem Letzteren erwarte ich jetzt bald eine Nachricht über den Ausfall seines Conzertspieles am vergangenen Mittwoch; hoffentlich ist er jetzt schon in Richmond und schafft sich die Wassersucht an? Ich schreibe ihm, sobald ich genau weiß, wo ihn mein Brief trifft. Für heute grüße den armen, braven, liebenswürdigen Menschen herzlichst, und sprich ihm in meinem Namen Muth ein! —

Nächstens schreibe ich auch an Sainton; ich will dazu all mein in London gelerntes Französisch zusammennehmen, um mich recht verständlich darüber auszudrücken, daß er ein prächtiger Mensch wäre! — Und was treibt Lüders? Ich höre, er habe letzthin in Hyde-Park die Emeute angeführt: ist das wahr? Meinen Brief an Prinz Albert wird er hoffentlich nicht zum Hummersalat-Anrichten verwendet haben? Ich habe oft Unglück mit Briefen: gestern fand ich einen Brief von mir aus London an den alten Fischer in Dresden wörtlich in der Brendel'schen Zeitung abgedruckt, — was mich ziemlich unangenehm berührte. Hätte ich mich wollen über den Londoner Quatsch öffentlich aussprechen, so hätte ich's wohl noch anders gethan; ich fand, und finde aber nicht die mindeste Lust dazu. Ich bin froh, daß meine Bußzeit vor-

über ist, und vergebe allen Engländern von ganzem Herzen, daß sie sind — was sie sind: aber selbst in der Erinnerung will ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben. Allein für Euch, lieben Freunde, bewahre ich Gedächtniß: und wenn alles Angenehme nur eine Negation des Schmerzlichen ist, so ist in der Erinnerung an Eure Liebe und Freundschaft für diesmal die Londoner Qual mir vollständig negirt und aufgehoben. Tausend herzlichen Dank dafür! —

Jetzt mach' mir aber recht bald die Freude einer guten Nachricht: sag' mir auch, daß Ihr mich noch lieb habt, und vergiß das nicht. — Und den Eduard grüße mir gehörig: es war ein großer Schade, daß ich ihn nicht noch einmal sah! Leb' wohl, lieber Ferdinand: alles Glück wünscht Dir und Deiner lieben Frau

Dein

Richard Wagner.

(Randbemerkung:) Meine Adresse ist für die nächste Zeit: Kurhaus Sonnenberg in Seelisberg, Canton Uri.

7.*)

Liebster Freund Ferdinandus!

Tausend herzliche Glückwünsche zu dem neuen Leben! Mit Freuden nehme ich die Pathenstelle

*) Der Bogen trägt oben eine große Lithographie: die Ansicht und die Aussicht vom Kurhaus Sonnenberg, gehalten von M. Truttmann.

an, und — glaubst Du daß es Glück bringt — so nimm meinen Namen mit dazu! —

Seit einigen Tagen bin ich hier oben im Paradiese angelangt: deinen Brief las ich auf dem linken Balkon des Hauses, welches Du hier oben abgebildet siehst; über den Brief hinweg sah ich in die herrliche Alpenwelt hinein, die Du als Aussicht über dem Haus gewahrst. Ich sage, daß ich dann und wann über den Brief hinwegsah, weil mich Deine Mittheilungen oft nachdenklich machten; es war dann gut, daß ich zum Trost in diese heilige, erhabene Gegend meinen Blick versenken konnte. Du hast keinen Begriff, wie schön es hier ist, welche Luft man athmet, und wie wohlthätig dieses wundervolle Ganze auf mich wirkt. Ich meine, Du würdest verrückt vor Freude und — Trauer, wenn Du dann wieder nach London zurückmüßtest. Und dennoch mußt Du es nächstes Jahr mit Deiner lieben Frau wagen! —

Aber, was das für ein merkwürdig sonderbarer Fall ist, der uns beiden begegnet ist! Höre! —

Du weißt, daß ich ein altes, treues Hündchen — meinen Peps — zu Haus erwartete. Kurz vor meiner Ankunft war er etwas erkrankt; nachdem er mich auf das freundlichste wieder begrüßt, erholte er sich wieder etwas, und schon war der Tag unserer Abreise nach Seelisberg festgesetzt, wohin — wie ich Dir schrieb — Hund und Vogel uns begleiten sollten. Da stellten sich bei dem guten Thiere plötzlich bedenkliche Zeichen ein: wir verschoben unsere Abreise um 2 Tage über den armen Sterbenden zu

pflegen, der bis zuletzt eine wirklich herzzerreißend rührende Liebe zu mir bezeugte, und — fast schon todt — immer noch den Kopf, endlich nur noch das Auge sehnsüchtig mir nachwandte, wenn ich mich auf ein paar Schritte von ihm entfernte. Ohne Schrei, ruhig und still, starb er dann in unsren Händen in der Nacht vom 9ten zum 10ten d. M. — Am Mittag darauf begruben wir beide ihn in einem Garten beim Hause. Unaufhörlich mußte ich weinen, und habe um den lieben, 13jährigen Freund, der stets mit mir arbeitete und spatzieren ging, eine Trauer, und einen Schmerz empfunden, der mich deutlich darüber belehrt hat — daß die Welt nur in unsrem Herzen und unsrer Anschauung existirt. —

— Was Dir nun, fast ganz um dieselbe Zeit, mit Deinem jungen Hunde begegnet ist, hat mich stark ergriffen: oft dachte ich an Gipsy, und wünschte, ihn mitgenommen zu haben. Nun ist das feurige Geschöpf plötzlich auch gestorben! — Das hat doch etwas grauenvolles, nicht wahr? —

Und — wie würden wir ausgelacht werden!!! —

Ach, ich hab' das Leben oft recht satt. Und doch kommt es immer wieder, tritt in einer neuen Gestalt an uns heran, um uns von neuem zu verlocken zu Schmerz und Leid. Bei mir ist's jetzt die herrliche Natur, die mich wieder für das Leben stimmt. So habe ich denn die Arbeit wieder aufgenommen! —

Dir ist wieder ein kleiner Mensch geschenkt: Glück zu, von ganzem Herzen! Mir ist, als ob ich einigen Antheil an dem Jungen hätte; die letzten

4 Monate, die ihn seine Mutter trug und nährte, trat ich als eine neue Erscheinung in Euer Haus; die Theilnahme, die ich suchte, ward mir in reichem Maaße gewährt, und des Kindes Mutter beschäftigte sich vielleicht viel mit dem traurig-drolligen Menschen, dem sie, zu seiner großen Freude, herzlich zugethan ward. So habe auch ich vielleicht, ehe er das Licht erblickte, auf Deinen kleinen Sohn gewirkt: mögen diese Wirkungen Segen bringende gewesen sein! Dieß mein inniger Wunsch! —

Nun grüße die Schwester Léonie: danke ihr in meinem Namen für alle Güte, die sie mir erwiesen; ich wünsche ihr dafür die seligsten Mutterfreuden.

Und grüße Henry! Er soll den Bruder wie eine Schwester lieben! —

Leb' wohl, und melde mir bald wieder, wie sich Deine Familie befindet. Halte gut aus, und setze alles daran, mich im nächsten Jahre zu besuchen.

Grüße auch meine wenigen Londoner Freunde von ganzem Herzen. Lüders und Sainton danke ich für ihren freundschaftlichen Brief: bald lasse ich wieder von mir hören! Leb' wohl, lieber Bruder!

Dein

R. W.

Tausend Grüße und Glückwünsche
von meiner Frau.

Seelisberg.
Canton Uri.
15 Juli. 1855.

Liszt besucht mich erst im October. Bitte doch Klindworth, daß er mir schreibt, und seine — vielleicht veränderte — Adresse mir angiebt. —

8.

Zürich, 14 Sept. 55.

Schönsten Dank, lieber Freund, für Deinen Brief, der allerdings traurig genug war, um wiederum traurig zu stimmen. Das rechte Unglück ist bei Lebenslagen, wie den deinigen, daß sie, bei Berücksichtigung aller Umstände, rein unabänderlich sind, und der Empörung dagegen am Ende gar noch etwas Lächerliches geben, was der, der unter ihnen leidet — wie Du unter der deinigen — oft am lebhaftesten selbst empfinden muß. Alles, was ich Dir zurufen kann, ist: bedenke, liebster Freund, daß kein Mensch glücklich ist, außer derjenige, der albern genug ist, es sich einzubilden. Wir sind nicht für das Leben gemacht, sondern dazu, das Leben überdrüssig zu werden. Wer es am ersten wird, erreicht am schnellsten seine Aufgabe. Aller sogenannte Glückwechsel sind eben nur Palliativmittel, die das Uebel nur verschlimmern. — Ich weiß, daß ich hiermit zwiefach verstanden werden kann: entweder so, daß ich eine große Trivialität gesagt habe, oder das Allertiefste, was man überhaupt sagen kann. Ich muß es drauf ankommen lassen, wie Du mich verstehst. —

Einige Lichtblicke in diese Lebensnacht kann nur die Sympathie werfen: wir werden unseren Jammer nur los, wenn wir den andren mitempfinden: ganz befreit von eigener Noth könnte man sein, wenn

man gründlich nur der Noth des Andren lebte. Das Tückische ist aber, daß wir eben das nicht einmal immer andauernd können, da die eigene Noth immer wieder die Empfindung am stärksten in Anspruch nimmt. — Ich für mein Theil muß gestehen, daß ich seit London meinen Kopf noch nicht wieder frei bekommen habe. In meinem Hause hat sich auch der Krankheits-Dämon eingenistet: namentlich macht mir meine Frau große Sorge, die immer bedenklich kränkelt und mich meist sehr trübe stimmt.

Mit Mühe und Noth habe ich nun meine Arbeit wieder aufgenommen: ich erzwinge sie, weil sie einzig mir Vergessen und Befreiung gewährt. — Sorge Du nur, daß wir uns nächstes Jahr einmal hier in der Schweiz zu sehen bekommen: einstweilen erheitere Dich nach Kräften durch Deine Polemik gegen die Londoner Musikkünstler und Kritiker, nicht meinetwegen, sondern eben, weil ich glaube, es ist für Dich so ein Ableitungscanal. —

Aus New-York ist jetzt richtig eine Einladung an mich gekommen, mich diesen Winter 6 Monate dorthin zu begeben um zu dirigiren und gute Honorare einzunehmen. Ein Glück, daß sie mir dort unmöglich große Summen bieten können, sonst hätte ich doch geglaubt, die Sache in Betracht ziehen zu müssen. Natürlich — nehme ich die Einladung nicht an. Ich hab' mit London genug. —

Es beunruhigt mich, daß Du mir den Empfang meines Gypsmedaillon's (3 Exemplare: für Dich, Sainton-Lüders und Klindworth) nicht anzeigst.

Ich habe hier längst schon die Fracht zahlen müssen, und glaubte die Sachen längst in Deinen Händen. Hast Du wirklich nichts empfangen, so möchte ich Dich doch bitten, auf der Post nachzufragen: denn das Kistchen ist von Basel aus per Post — Diligence — an Deine genaue Adresse abgegangen. Vergieß nicht, mir bald hierauf zu antworten. —

Noch eine Bitte habe ich an Dich: die Kiste mit Musikalien, die ich bei Dir hinterließ, sende doch sofort nach Berlin, an den königl. Musikdirector Julius Stern, Dessauer-Straße, № 2, natürlich unfrankirt. Leider wirst Du doch am Orte einige Auslage für mich haben! Die berichtige ich beim Wiedersehen. **Vergiß das nicht!** — —

Hast Du vielleicht gehört, daß der Tannhäuser in München unerhörtes Furore gemacht hat? Ich mußte über diesen schnellen Umschlag zu meinen Gunsten doch lachen: noch vor 2 Jahren durfte es Lachner wagen, die Ouvertüre durchfallen zu lassen. —

Im Uebrigen lebe ich fast gänzlich einsam dahin: Arbeiten, ein Spatziergang und etwas weniges Lectüre machen mein ganzes Leben aus. Liszt erwarte ich nun erst zu Weihnachten.

Aber befindet sich denn Schwester Léonie wohl? Du schreibst so ungewiß darüber. Und der Junge, heißt er wirklich Richard? — Hast Du denn über ihn reine Freude? — Grüße mir Deine liebe Frau von Herzen: ich denke oft und gern an sie und ihre freundliche Theilnahme für mich! —

Den armen Hypochonder, Lüders, grüße nur

auch recht kräftig von mir: Gott, wenn es dem lieben Menschen nach gegangen wäre, wie wohl hätte ich mich in London fühlen müssen! Wenn er manchmal in Feuer kam, war er ganz hinreißend. — Sainton schreibe ich nächstens: der glückliche Musikant findet sich am Besten zurecht! — Leb' wohl, lieber Ferdinand: hab' tausend Dank für Deine Freundschaft! Wenn Dir es am schlechtesten geht — lache!! —

Adieu!

Dein

R. Wagner.

9.

Liebster Freund!

Hab' Dank für Deinen schönen Bericht aus London, den ich soeben in der Brendelschen Zeitsch. lese. Ich finde ihn, da ich alle Umstände so genau kenne, so vortrefflich, kurz, bedeutend, und immer das rechte bezeichnend, daß ich nur wünschte, ich wäre nicht der Hauptgegenstand, um ihn unbefangener loben zu können.

Sei versichert, daß dieß Andenken, was ich bei Euch hinterlassen habe, mir eine meiner wertheſten Errungenschaften ist: namentlich ist der Eindruck, den ich so glücklich war auf Dich zu machen, für

mich herzerhebend und rührend. Und in welch übler Lage waren wir eigentlich immer — alle Beide!

Nimm heute mit diesen wenigen Worten, die ich eben nach der Lectüre vor dem Ausgehen noch hinwerfe, vorlieb, und sei versichert, daß sie viel Freude enthalten. Leb wohl, liebster Ferdinand und behalte lieb Deinen

RW.

Und viele, viele herzliche Grüsse an Schwester Léonie! Und der Pathe! — Adieu!*)

10.

Zürich. 28 März 56

Schönsten Dank, liebster Freund, für Deine Briefe! Du hast recht: ich habe einmal wieder auf dem Krankenbette gelegen, und als ich endlich genesen hatte ich eine völlige Wuth, endlich die Partitur meiner Walküre, an deren Vollendung ich nun fast seit einem Jahre verhindert worden bin, fertig zu machen, daß ich das Briefschreiben nach jeder Seite hin eingestellt hatte. — Uebrigens, je älter man wird — nämlich mit Sinn und Verstand — desto mehr schrumpft die Welt unsrer täglichen Erlebnisse auf ein reines Nichts zusammen; was man dagegen

*) Dieser undatierte Brief liegt in einem Kuvert mit dem Poststempel: Zürich, 16. Jan. 56 7 A. — Er ist in rasender Eile hingeschrieben.

noch erlebt, geht so ganz innerlich vor, daß es eigentlich fast unmöglich ist, es mitzutheilen. So hört alles Erlebte und Nahestehende nicht auf, da zu sein und fort zu leben, und namentlich sei Dir auch versichert, daß Du mit Deiner Familie mir immer lebendig nah bist: aber, so wie es an das Schreiben gehen soll, ist eigentlich nichts recht mittheilbares vorhanden. Im Ganzen kann man sich fast eben nur hierüber verständigen, sonst aber bleiben nur wirkliche Vorfälle, Absichten und Unternehmungen mittheilbar; und in diesem Bezug ist mein jetziges Leben so arm, wie — im Gegensatz — vielleicht meine Kunstschöpfungen, die Alles aufzehren, immer reicher werden. — Wenn Du einmal zu mir kommen wirst, um meine jetzigen Werke von mir aufführen zu hören, so wirst Du mir recht geben. Ich kann wirklich alle Welt, sobald sie irgend Ansprüche an mich hat, nur einzig und allein auf meine Arbeiten verweisen: ich habe ihr sonst nichts zu bieten. —

Wenn Du die Dichtung der Walküre einmal wieder durchlieseſt, wirst Du finden, daß hierin ein solcher Superlativ von Leid, Schmerz und Verzweiflung ausgedrückt ist, daß die Musik dazu mich nothwendig furchtbar angreifen mußte: ich könnte so etwas ähnliches nicht wieder zu Ende zu bringen; wenn es fertig ist, nimmt sich, als Kunstwerk, dann Vieles natürlich ganz anders aus, und kann selbst da erfreuen, wo eigentlich nur die reine Verzweiflung schöpferisch war, — nun, wir werden ja sehen. — Im Uebrigen lebe ich so einsam und still dahin,

daß ich wirklich in Verlegenheit kommen muß, wenn ich Dir darüber berichten sollte. Zu meiner Herzstärkung sehe ich nun bald der Zeit entgegen, wo Liszt mich besuchen soll: leider mußte ich selbst — wegen Krankheit — diesem Besuche vorigen Winter abschreiben! —

An den ernstlichen Krankheitsfällen in Deiner kleinen Familie habe ich herzlichsten Antheil genommen. In Deinem neuen Gärtchen sehe ich Dich schon mit Deinen Kindern Dich herum tummeln: ich wollte, ich hätte hier auch so ein Häuschen mit kleinem Garten, was mir leider aber immer noch unerreichbar bleibt. — Das Brandunglück*) ließ mich anfangs ziemlich kalt; um Sainton's Willen begann es mich aber bereits zu rühren; nun erfahre ich aber, daß Gye seine Oper doch noch möglich macht: damit sind Sainton's Revenuen auch wohl wieder geborgen — und das Unglück ist verschmerzt. Daß der jetzt unter Wylde spielt, amüsirt mich sehr: toll ist's immer, daß er aus der alten Philharmonic austreten mußte. Das wäre also doch Alles Costa gelungen. — Im Uebrigen weiß ich nicht mehr viel von London, und meine dort zurückgelassenen Freunde sind das Einzige, was mich noch daran erinnert. Glücklicher Weise!! —

Aber nun mache Du einmal, daß Du mich besuchst: auf meine Opern warte nur noch bis Du sie einmal von mir aufgeführt hören kannst; jetzt bekommst Du doch nur einen sehr lückenhaften Begriff

*) Covent-Garden-Theater; abgebrannt am 5. März 1856.

davon. Wenn Du daher etwas von mir haben willst, so komm zu mir selbst: Du wirst mir dadurch eine große Freude machen. Ich bleibe den Sommer hier: wenn ich's ermachen kann, gehe ich aber zum Herbst mit Semper nach Rom: das ist so wenigstens mein Wunsch. — Du aber fahre fort, mir fleißig Nachricht zu geben, und sei versichert, daß Du damit jederzeit hocherfreust

Deinen R. W.

Und Deine liebe Frau grüße allerherzlichst von mir: sie soll fortfahren, mich in gutem Andenken zu pflegen. Glück und Gedeihen unsren Kindern!! Adieu!

(Auf dem Rande der 3. Seite:) Grüße den armen Lüders tausendmal von mir: bald werde ich mich durch ihn genau nach Bumpus erkundigen.

11.

Lieber Praeger!

15. 18 u. 22 Mai. — Wunderbar schöne Aufführungen des Tristan in München.

Komm, wenn Du kannst u. schreib' zuvor!

Herzlich würde ich mich freuen Dich dabei hier zu wissen.

Dein

Richard Wagner.

München.

7 Mai 1865.

12.

Lieber alter Freund!

Den 21 Juni erste Aufführung der Meistersinger (musterhaft!) 25ten zweite. Fortsetzung derselben bis etwa 20. Juli. —

Nun sieh, ob Du etwas davon erwischen kannst. Der Mühe wird's lohnen, und mich sehr freuen, wenn Du kommst.

Viel herzliche Grüße
von Deinem

Richard Wagner.

München.
bei Bülow,
11. Arcostraße.
11 Juni 1868.

13.

Lieber Alter!

Wenn Du noch lebst, und nicht auch aus verschiedenen Gründen mir böse bist, so könntest Du mir einen rechten Gefallen thun. —

Ich möchte gern meiner Frau (Du kennst das tief ernste Glück, das mir widerfahren ist?) zu ihrem Geburtstage, welcher gerade auf die Weihnacht fällt

[hier folgt die Bestellung einer „allerschönsten englischen Ausgabe des Shakespeare in Prachteinband".]

Wie geht es Dir und den Deinen? Ich höre, die Engländer machen jetzt colossale Geschäfte mit dem Kriege? Möge davon auch etwas für Euch abfallen! Dein letzter Brief, der mir nach so langer Zeit wirklich recht überraschend kam, hat mich sehr gefreut, da ich sah, daß Du trotz Allem doch tüchtig auf bist. Oft denke ich an Dich Deiner Kinderliebe wegen! Jetzt ist mein Haus von meiner Frau Kindern voll, und dazu blüht mir ein herrlicher Sohn auf, stark und schön, den ich Siegfried Richard Wagner nennen durfte. Nun denke Dir wie mir ist! Das endlich ward mir zu theil. Ich bin 57 Jahr alt! —

Sei treulichst gegrüßt von Deinem

Richard Wagner.

Luzern, 11 Nov. 1870.

14.

„Als Ferdinand in frommer Wuth
Die Mauren von sich stieß" —

Also, Du Vortrefflichster, Guter! Schnell ans Geschäft!

[es folgen Angaben bez. der Shakespeare-Bestellung.]

Du thust recht, mir ordentlich von Dir zu schreiben; man kann nichts Besseres thun als von

sich schreiben, — vom Andren weiß man, je mehr man Besinnung bekommt — immer weniger. Demnach sollte ich Dir nun aber auch viel von mir schreiben? Das muß ich denn aber nun auf eine Ocular— inspection ankommen lassen: d. h. komm und sieh!! Mein Sohn heißt Helfreich Siegfried Richard. Mein Sohn!! — Oh, was mir das sagt! —

Du hast gut reden; Du bist das gewohnt, wie der Engländer das Hängen: aber bei mir geht nun erst das Hangen und Bangen los. Ich muß mich jetzt darauf richten, es zu einem hohen Alter zu bringen; das wird denn auch so manchem Anderen zu gut kommen. Nach Außen will ich noch Eines erreichen: die Aufführung meines Nibelungenwerkes, wie ich sie concipirt habe. Es scheint, der ganze deutsche Krieg ist nur gemacht, um mir zu meinem Ziele zu verhelfen. Carlyle's Brief in Times hat mich sehr gefreut: die Herrn Engländer habe ich durch Dich kennen gelernt; ich brauche nur an verschiedene von Dir mir berichtete Data zu denken, um sogleich über den Charakter dieser sonderbar verlumpten Nation im Reinen zu sein. Gott habe das Alles selig! Amen! —

Nun grüße Mama und Kinder! erzähle ihnen von Miltonstreet! Komme nächsten Sommer in die Schweiz und behalte mich lieb, wie ich Dich!

Dein

Luzern RW.
25 Nov. 1870

15.

Mein guter Ferdinand!

[bez. der Shakespeare-Bestellung — — — „laß Dich die Preise nicht erschrecken: sobald es sich zu Shakespeare's Ehren um ein Geburtstagsgeschenk für diese edle liebe Frau handelt, da kann nur von etwas Ordentlichstem die Rede sein. —" — — — — —]

Adieu für heute! Guter Alter! — Mach' daß wir uns nächsten Sommer sehen! Sei nicht melancholisch und — behalte mich lieb!

Dein

Luzern RW.
9 Dez. 70

16.

Lieber guter Praeger!

[bez. der Shakespeare-Bestellung und Bestellung von Stoff zu einem ostindischen Foulard-Kleid.]

Nimm's nicht zu schwer, und bleibe mir gut! Dieß das Allerwichtigste Deiner Geschäfte!

Herzlichste Grüße an die Deinen

von Deinem

Luzern Richard Wagner.
11 Dez. 1870

17, 18.

Lieber alter Freund!

[Verspäteter Dank für die Besorgung des Shakespeare.]

Ich schreibe Dir nur in Eile, weil ich auf der Abreise begriffen bin. Morgen reise ich mit meiner Frau in's „Reich", wo ich einmal nachsehen will, wie die Sachen stehen. Verschiedenes ist im Werk, aber Alles nur auf Eines abzielend: die Aufführung meines Nibelungenwerkes nach meinem Sinn. Leipzig, Dresden — vor Allem Berlin werden von mir heimgesucht werden. In Berlin will ich einen Vortrag in der Akademie (die mich zu ihrem Mitglied gemacht hat) „Ueber die Bestimmung der Oper" halten, u. s. w. —

Den „Kaisermarsch" sollst Du bekommen, — auch sonst Alles was vorkommt.

Sieh nur zu, daß Du uns zum Sommer in unsrem schönen Asyl besuchst. Mitte Mai sind wir wieder zurück. —

Also —! Leb' wohl! Sei mir nicht böse! Grüße Weib und Kind, und behalte lieb

Deinen

getreuen Freund

Luzern Richard Wagner.

14 April 1871

Leipzig. 12 Mai 1871*)

Diesen Brief habe ich auf einer langen Reise mit mir herumgeschleppt, weil, wie ich ihn in Luzern

*) Auf der andern Seite des selben Bogens.

couvertiren wollte, ich Deine Adreſſe verloren hatte. Ein Glück, daß ich ſie nun durch Deinen letzten Brief, welchen ich aus Luzern hier zugeſchickt erhalte, Deine Adreſſe wieder erfahre.

Ich bin ſehr ermüdet, und reiſe morgen wieder zurück. —

Das Anerbieten der engliſchen Muſikhändler bitte ich Dich, durch dieſe an Taufig (Deſſauer Straße 35. Berlin) richten laſſen zu wollen. Er hat mich gebeten, ihm Manches, worin ich immer zu kurz komme, zu übertragen; er wird mit den Verlegern (C. F. Peters, Muſikbureau) die Sache jedenfalls zu meinem möglichſten Vortheil in Ordnung bringen. —

Sonſt, Liebſter, bin ich wohl, und meine Unternehmung ſieht ihrem Gelingen entgegen. Schönen Gruß an Weib und Kinder! Sei mir gut u. bleib' es!

Dein

RW.

19.

Liebſter!

Komm wann Du willſt! Leider kommt alle Welt gerade nur in den wenigen Wochen des Hochſommer, und es iſt möglich, daß Du Gäſte bei mir bereits vorfindeſt: (in der ſtillen Zeit kräht kein Hahn nach

einem!) Dennoch sollst Du Dein Unterkommen finden.

Also! Vorwärts!

Auf Wiedersehen

Dein

Luzern Richard Wagner.
Hof Triebschen
6 Juni 1871

20.

Du sonderbarster aller Menschen! Warum giebst Du kein Lebenzeichen von Dir? Ist das recht, nachdem Du vertraut mit uns gelebt und uns in einiger Bangigkeit um Dich verlassen?

Wie unrecht, wenn Du übler Stimmung gegen uns wärest? Das kann nicht sein. Sei vielmehr versichert, daß wir den herzlichsten Antheil an Dir nehmen, und dieser einzige Grund mich zu dieser Nachfrage bestimmt. —

Laß hören, und sei bestens gegrüßt von

Deinem

Luzern Richard Wagner.
4 Jan. 72

21.

Komm nur zur Zeit her: Deinen Platz sollst Du schon finden! —

Stärke Deine Augen, damit Du auch was siehst! —

Daß ich Dir, schnell nach Empfang Deines Briefes, diese 2 Worte nur schreiben kann, ist ein Wunder!

Schönen Gruß!

Dein

Bayreuth
21 Mai 76

R. Wagner.

Chamberlains erste Kritik von Praegers „Wagner, wie ich ihn kannte“ 1893

„Sie kommen, daß sie schauen, und meinen's doch nicht von Herzen, sondern suchen etwas, daß sie lästern mögen, gehen hin, und tragen's aus."

Psalm 41, 7.

Wenn ich diese Worte des Psalmisten auf einen Toten anwende, so mag das nicht großmütig erscheinen; brüstet sich aber ein Mann mit dem Namen „Freund", um der Welt einen Bericht zu empfehlen, welcher der bösartigsten Entstellungen und schlecht verhehlten Übelwollens voll ist, so haben wir die Pflicht, ihm ebenso schonungslos entgegenzutreten, als weilte er noch unter den Lebenden. Den Verleumdungen der Tagespresse können wir mit Achselzucken begegnen; es sind Eintagsfliegen; gerade aber jene Bücher voll eitlen Geklatsches scheinen ein gefeites Leben zu besitzen, und zwar um so mehr, je weniger sie Wahres enthalten. Einer so haarsträubenden Unzuverlässigkeit, wie sie in diesem Buche Praegers durchwegs zutage tritt, bin ich noch niemals begegnet: kaum eine einzige Seite ohne falsche Angabe, selbst dort, wo die Tatsachen offenbar aus wohlbekannten und leicht zugänglichen

Quellen geschöpft sind. Schon diese eine Erwägung hätte genügt, das Werk einer öffentlichen Besprechung unwürdig erscheinen zu lassen, und gerne hätten wir es auch mit Stillschweigen übergangen. Jedoch es handelt sich um eine ernste Sache: kaum zehn Jahre ruht Richard Wagner im Schoße der Erde, und schon umranken seinen schlichten stolzen Lebenslauf die Fabel-, die Mären- und die Legendenbildung. Und wenn nun die Welt ein so elendes Elaborat wie das von Praeger sich als eine zuverlässige Quellenschrift aufbinden läßt, so tritt an uns Jünger des Meisters die harte, aber unabweisliche Pflicht heran, ein für allemal, mit wissenschaftlicher Gründlichkeit, den Unwert des Dargebotenen Punkt für Punkt festzustellen.

Ich werde mit dem Titelblatt beginnen, denn schon dieses enthält mehr als eine Unrichtigkeit, und sodann zum Vorwort übergehen, denn gleich der erste Satz des ganzen Buches ist eine direkte Unwahrheit, — und zwar ergibt sich das aus Praegers eigener Darstellung. Sodann werde ich die Quellen untersuchen, auf welcher die Darstellung beruht: zunächst die angeblichen Briefe Wagners, und sodann das angebliche Notizbuch Praegers; es wird sich ergeben, daß kein einziger Brief in seiner ursprünglichen Gestalt vor uns liegt, und aus der Betrachtung der materiellen Widersprüche, in die sich Praeger verwickelt, wird sich uns die Überzeugung aufdrängen, daß es überhaupt kein „Notizbuch“ gegeben, sondern daß Praeger seine

persönlichen Erinnerungen erst viele Jahre später aufgeschrieben hat. Aus welchen Quellen er wirklich geschöpft hat, werden wir für einzelne Fälle zeigen, und aus der Art, wie er mit diesen Quellen verfahren ist, wird sich die Gewissenlosigkeit des Autors ergeben. Besonders viel Aufsehen hat Praegers Darstellung der Ereignisse des Jahres 1849 erregt; er behauptet, über persönliche, ihm allein zugängliche Quellen verfügt zu haben; ich werde zeigen, welche Quellen er in Wirklichkeit benutzt, und in welcher schamlosen Weise er sie gefälscht hat. Sodann werde ich die einzelnen Begegnungen zwischen Wagner und Praeger kurz besprechen müssen, da hier möglicherweise wirkliche persönliche Erinnerungen, Mitteilungen von Wert vorliegen könnten; ich werde aber schwarz auf weiß nachweisen, daß so vieles in diesen angeblichen „Erinnerungen" tatsächlich falsch ist, daß man keiner einzigen Zeile unbedingten Glauben schenken darf, wodurch das Ganze wertlos wird. Diese Begegnungen werde ich in ihrer chronologischen Reihenfolge durchnehmen: London 1855 (die allererste Zusammenkunft überhaupt), Zürich 1857, Paris 1859 bis 1861, München 1865, Triebschen 1871, Bayreuth 1876 und 1882, London 1877. Eine kurze Schlußbetrachtung wird das „saure Amt" zu Ende führen.

Titelblatt und Vorwort. — „Wagner, wie ich ihn kannte" — entspricht dieser Titel dem Inhalt des Buches? Wollte man spaßen, so könnte

man antworten: ja! insofern durch das ganze Buch hindurch der Nachdruck immer auf das Ich gelegt wird; im Ernst aber wird die Antwort lauten müssen: nein! insofern als Praeger uns in seinem Buche klar beweist, daß er den Meister überhaupt nie gekannt, sondern ihn nur verkannt hat. Doch wollen wir lieber alles, was nach einem subjektiven Urteil aussehen könnte, beiseite lassen. Praeger begegnete Wagner zum erstenmal in seinem Leben am 5. März 1855; im ganzen ist er ihm neunmal begegnet; zählt man die Wochen und Tage zusammen, so ergibt sich, daß Praeger nicht sechs Monate, alles in allem, mit Wagner persönlich verkehrt hat. Soll das Buch seinen Titel rechtfertigen, so muß es sich folglich der Hauptsache nach auf diese sechs Monate beziehen. Was finden wir dagegen? Praegers Buch zählt (in der deutschen Ausgabe) 366 Seiten; auf der 243. Seite erfolgt die Erwähnung der ersten Begegnung; also ganz genau zwei Drittel des Buches gelten der Zeit, ehe Praeger Wagner kannte. Von den 122 Seiten, die nunmehr für den „Wagner, wie Praeger ihn kannte", übrigbleiben, gelten 80 Seiten den Jahren 1855 und 1856, so daß auf die ganzen folgenden 27 Jahre genau 42 Seiten entfallen. Diese rein mathematische Feststellung ist die allerberedteste Kritik des Titels; welche Schlüsse sie betreffs der Freundschaft, die zwischen beiden Männern geherrscht haben mag, gestattet, das werden wir bald näher erörtern.

Ich bin aber mit dem Titelblatt noch nicht

fertig. Unter dem Autornamen steht: „Aus dem Englischen übersetzt vom Verfasser". Angeblich ist also dieses deutsche Buch die Übersetzung des einige Monate früher unter demselben Titel erschienenen englischen. Und da fällt es zunächst befremdend auf, daß die deutsche Ausgabe etwa um ein Drittel umfangreicher als die englische ist. Jedoch das ließe sich noch erklären; der Verfasser hätte ja manche Einzelheit für seine deutschen Leser interessant erachten können, die er dem fernerstehenden Engländer nicht erst mitteilen wollte. Da aber Praeger kein sehr schönes Englisch schreibt, so verfiel ich eines Tages darauf, eine Stelle, die mir in der englischen Ausgabe dunkel war, behufs Aufklärung des Sinnes in der deutschen „Übersetzung" nachzuschlagen. Zu meinem großen Erstaunen fand ich aber, daß diese Stelle in der angeblichen „Übersetzung" ganz und gar anders lautete! Durch diesen Zufall darauf gebracht, verglich ich nun die beiden Ausgaben und entdeckte zu meiner Verwunderung, daß solche Abweichungen keine Ausnahme, sondern die Regel bilden. Sehr selten stimmen die beiden Ausgaben miteinander überein; ganze Sätze aus dem kürzeren englischen Buche fehlen in dem weitläufigeren deutschen; der selbe Vorgang wird in beiden Ausgaben häufig verschieden erzählt, und gar nicht selten wird in der einen das genaue Gegenteil behauptet von dem, was die andere berichtet. Ein Beispiel soll das Gesagte erklären: Seite 315 (der deutschen Ausgabe) erzählt Praeger, er habe

einmal in Zürich zugehört, während Wagner am zweiten Akt von „Siegfried“ komponierte; auf Praegers Frage, wie er dazu gekommen sei, den Rhythmus eines bestimmten Motivs zu ändern, habe er „ganz anspruchslos“ geantwortet: „Das sind Dinge, die mir ganz unverhofft einfallen und deren Angemessenheit ich erst nachher entdecke.“ Nach der englischen Ausgabe (S. 295) antwortete dagegen der Meister: „Ach! ich habe versucht und versucht, nachgedacht und nachgedacht, bis ich endlich das herausbekam, was ich brauchte.“ Was soll man dazu sagen? Jedenfalls war diese Anekdote nicht „aus dem Englischen“ übersetzt. Verweilen wir aber noch einen Augenblick bei dieser Seite 315; denn da wird der Leser die Art und Weise der ganzen Praegerschen Berichterstattung genau kennen lernen, und er wird einsehen, daß die Abweichungen zwischen den beiden Ausgaben so tiefeingreifende sind, daß man sich des Eindrucks nicht erwehren kann, der Verfasser habe in leichtsinnigster Weise jedesmal das geschrieben, was ihm gerade zufällig durch den Kopf ging. Nach jenem oben angeführten Ausspruch des Meisters steht — in der englischen Ausgabe —: „Daß es bei Wagner Ausdauer war und nicht Spontaneität, das beweist noch ein anderer Vorfall.“ Im Deutschen konnte dieser Satz natürlich nicht stehen, da Wagner dort erklärt, die Sache sei ihm „unverhofft eingefallen“. Die zweite Anekdote folgt aber ähnlich in beiden Ausgaben; Wagner habe einmal beim Phantasieren auf dem Klavier nicht weitergekonnt;

Praeger tröstet ihn mit einem Witz; daß dieser Witz in den zwei Ausgaben ein verschiedener ist, tut wohl nicht viel zur Sache, ist aber immerhin charakteristisch für die Art des Erzählers und beleuchtet die Frage des „Übersetzens"; nun läßt er aber Wagner wieder reden; und wenn sich die beiden angeblichen Aussagen hier nicht wie einige Zeilen früher direkt widersprechen, so ist doch der Gedankengang in den beiden Parallelstellen ein entgegengesetzter, und es kann unmöglich die eine aus der anderen „übersetzt" sein. In der deutschen Ausgabe nämlich gesteht Wagner zu: „daß er die Improvisationsgabe nicht besonders stark habe, indem ihm immer gleich die Reflexion als Hindernis in den Weg komme"; in der englischen Ausgabe dagegen gesteht er: „sein Bestes könne er nur mit Hilfe der Reflexion leisten." Und so geht es durch das ganze Buch weiter; ich werde noch häufig auf diese Widersprüche zwischen den beiden Ausgaben zurückzukommen haben. Wenn der freundliche Leser aber meint, hiermit sei die Sache erledigt, so hat er noch keine Ahnung von den eigentümlich verwickelten Methoden des Herrn Praeger. Eines ist nämlich in diesem Buche tatsächlich „aus dem Englischen übersetzt", und zwar — — — sämtliche Zitate aus den Schriften des Meisters.*) Für die englische Ausgabe hat Praeger die Worte Wagners stets außerordentlich frei ins

*) Mit Ausnahme der Zitate aus dem „Judentum in der Musik". (W. A. E.)

Englische übertragen; in der deutschen Ausgabe hätte man nun billigerweise die Anführungen aus dem Original erwarten können; statt dessen sind die ungenauen englischen Übersetzungen in schlechtes Deutsch zurückübersetzt worden. Daß auch die Briefe, die ihrem Stil nach unmöglich von Wagner sein können, diesen doppelten Übersetzungsprozeß durchgemacht haben dürften, wird hiernach fast zur Gewißheit. Es handelt sich übrigens offenbar um ein System, denn auch andere deutsche Verfasser werden von ihrem Landsmann Praeger ähnlich behandelt. Das gilt z. B. von Röckels Mitteilungen über den Mai-Aufstand, und ein höchst unterhaltendes Beispiel findet man Seite 95, wo ein langes Zitat aus Heines „Lutetia" in das eigentümliche „Praeger-Deutsch" übertragen worden ist. Kurz: Praegers eigener Text ist nicht „aus dem Englischen übersetzt"; nur die Zitate aus originaldeutschen Schriften sind aus dem Englischen zurückübersetzt.

Es bleibt noch eine Behauptung auf dem Titelblatt: „von Ferdinand Praeger". Man braucht nur drei Seiten des Buches zu lesen, um ihre Richtigkeit nicht zu bezweifeln. Es kommt uns aber sehr darauf an, zu wissen, wie wir uns diese Autorschaft zu denken haben — ob der Verfasser sich uns als gewissenhafter Kompilator vorstellt, oder ob persönliche Erinnerungen seiner Darstellung zugrunde liegen? Der erste Satz des Vorwortes soll diese Frage angeblich beantworten; er beginnt: „Wenn eine Intimität — eine ununterbrochene Freundschaft von fast

einem halben Jahrhundert — — —". Da muß ich aber schon gleich — halt! rufen, denn diese allererſten Worte ſind von einer ſo maßloſen Ungenauigkeit, daß es eines geübten Auges bedarf, um ſie von einer abſichtlichen Unwahrheit zu unterſcheiden. Praeger begegnete Wagner zum erſten Male in ſeinem Leben am 5. März 1855 (S. 243); der Meiſter ſtarb am 13. Februar 1883; die Bekanntſchaft umfaßt alſo einen Zeitraum von knapp 28 Jahren; von einem „halben Jahrhundert" kann folglich gar nicht die Rede ſein, ſondern nur von einem Vierteljahrhundert. Wie ſieht es aber mit der „Intimität" aus? Da Wagner uns über hundert Schriften hinterlaſſen hat, und gegen achthundert ſeiner Briefe der Öffentlichkeit bereits mitgeteilt worden ſind, ſo kennen wir ſeine „Freunde" alle; von dem Meiſter — bisweilen in nur wenigen, aber prägnanten Worten — charakteriſiert, ſteht ein jeder vor uns. Ob die größten — ein König Ludwig, ein Franz Liſzt — es jemals ſich herausgenommen hätten, von ihrer „Intimität" mit Wagner ſo zu ſprechen, wie Praeger es tut*), muß bezweifelt werden, oder vielmehr, es kann nicht bezweifelt werden, daß ſie es niemals getan hätten,

*) Als Kurioſum ſei folgende Stelle (aus S. 325) mitgeteilt: „wir Beide kamen überein in dem Punkte, da wir uns ſo genau kannten, daß wir eigentlich nie durch Raum getrennt waren, — und ſpäterer wiederholter Austauſch unſerer Ideen — zeigte uns immer ganz klar, wie genau wir uns gegenſeitig verſtanden hatten und wie übereinſtimmend wir urtheilten".

denn „Wagner, wie Liszt ihn kannte", z. B., war eine Erscheinung, die mehr Ehrfurcht gebot, als eine derartige Sprache voraussetzt. Der Meister hat aber aller seiner Freunde in seinen Schriften und Briefen selber gedacht. Welch herrliches Monument er dem ersten großen Freunde errichtet hat — Franz Liszt — das wissen alle; auch der edle königliche Freund wird der Nachwelt in Wagners Schriften in einem lebensgetreueren Bilde als sonst irgendwo aufbewahrt bleiben. Es fehlt aber keiner, und neben den wenigen, die vielleicht wirklich auf den Namen „Freund" Anspruch erheben konnten — wie Taufig und die (damalige) Gräfin Schleinitz und Gobineau — steht die lange Reihe aller derer, die nur irgendwie in lebendige Beziehung zum Meister traten; vom guten Ernst Kietz aus der ersten Pariser Zeit an bis zum wackeren Emil Heckel ist nicht der Bescheidenste vergessen worden; aller Künstler, von der Schröder-Devrient bis Scaria, hat er gedacht; ja, auch von den Zeitgenossen, die ihm fernstanden — wie Heine und Auber —, hat Wagner, sobald sie sein Interesse im geringsten erweckten, Lebensvolles zu erzählen. Wenn also Praeger wirklich ein „nie durch Raum getrennter", „halbhundertjähriger" Freund war, so dürfen wir erwarten, daß der Meister Vieles und Eingehendes über ihn berichtet. In der Tat berichtet er aber so gut wie gar nichts. Der Name Ferdinand Praeger kommt in den „Gesammelten Schriften" nicht ein einziges Mal vor. In den Briefen findet man ihn im ganzen viermal; die zwei ersten Male

handelt es sich aber bloß um eine Adresse (Briefe an Liszt II, 55 und an Fischer S. 323), das drittemal (Brief an Fischer, Nr. 52) kommt der Name in einer Aufzählung vor; Praeger als persönlicher näherer Bekannter wird also im ganzen nur einmal von Wagner erwähnt, und zwar in dem Brief an Liszt vom 16. Mai 1855 (II, 74), aus London, aus jener kurzen Zeit, wo der Meister mit Praeger zum ersten und letzten Male ziemlich viel verkehrt hat; und was sagt er? Klindworth, den er fast in jedem Briefe erwähnt, für den er ausdrücklich „Liszt dankt", Klindworth erwähnt er auch hier; dann spricht er von Sainton und von Lüders und sagt: „beide sind mir feurig ergeben und thun ihr Möglichstes, um mir den Aufenthalt angenehm zu machen. Außerdem gehe ich auch oft zu Praeger, einer guten Seele". Dieser eine einzige Satz, diese drei Worte — „eine gute Seele" — sind alles, was der Meister über Praeger zu berichten hat. Hiermit ist aber die Märe von der Intimität, von dem „sich gegenseitig verstehen" usw. ein für allemal beseitigt; denn ist einerseits die Tatsache, daß Praeger sonst niemals erwähnt wird, ein negativer Beweis, daß die Freundschaft keine große war, so genügen anderseits jene drei Worte — eine gute Seele — um Wagners Meinung von Praeger erschöpfend darzulegen: ein freundlicher, dienstfertiger Mann, doch geistig und künstlerisch ohne jegliche Bedeutung.*)

*) Inzwischen sind eine große Anzahl damals unbekannter Briefe veröffentlicht worden; sie haben das oben ausgesprochene

Hieraus erhellt, daß wir keine besonders hochgespannten Erwartungen an Praegers Erinnerungen knüpfen dürfen; denn er war niemals ein intimer Freund des Meisters. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß er nur ein einziges Mal längere Zeit mit Wagner verkehrt (dreiundeinhalb Monate in London, 1855) und ihn seitdem nur hin und wieder einige Tage gesehen hat. Auch die geringste Einzelheit hat aber Interesse, wenn sie sich auf einen Mann wie Richard Wagner bezieht; und wenn wir auch über die von Praeger in seinem Vorwort aufgestellte Behauptung, er habe im Verlauf eines halben Jahrhunderts mit Wagner „Jugenderinnerungen, kühne Hoffnungen, mißlungene Pläne und auch glückliche Erfolge ohne irgend welchen Rückhalt besprochen", nur lächeln können, so wird uns nichtsdestoweniger der bescheidenste Beitrag zur Kenntnis des Lebens des großen Meisters zu aufrichtigem Dank verpflichten.

Urteil nicht geändert. In den entscheidend wichtigen Briefsammlungen, wie diejenige an Mathilde Wesendonk, kommt der Name gar nicht vor; Otto Wesendonk gegenüber ein einziges Mal, nebenbei, in geschäftlichem Zusammenhang; an August Röckel auch nur einmal, als Adresse; an Frau Ritter schreibt Wagner (8. Okt. 1857), ähnlich wie in dem oben zitierten Passus an Liszt, Praeger sei „ein närrischer, seelensguter Hypochondrist"; sonst überall nichts. Nur eine Ausnahme gibt es, und sie ist charakteristisch: in den Briefen an Frau Minna Wagner aus London 1855 kommt der Name Praeger verhältnismäßig häufig vor; dieser geistig wenig bedeutenden Frau scheint Wagner gern von dem „seelenguten Kerl" (S. 167) zu erzählen; irgend etwas von Belang berichtet er nicht. (Zusatz 1908.)

Fragen wir uns also: Woraus ist das Buch zusammengesetzt? Was enthält es Wertvolles und Neues? Was dürfen wir als wirkliche „Beiträge" zur Lebensgeschichte Wagners betrachten?

Wie ich schon früher bemerkte, gelten zwei Drittel des Buches der Zeit, ehe Praeger Wagner kannte. Je länger die „ununterbrochene Freundschaft" dauerte, desto weniger hat Praeger uns zu erzählen; die Jahre 1855—56 nehmen mehr als doppelt soviel Raum ein als sämtliche 27 folgenden Jahre zusammen, und zwar nimmt die Reichhaltigkeit der Mitteilungen progressiv ab. Im wesentlichen bietet uns also Praeger's Buch folgendes dar: 1. 37 Briefe des Meisters*), 2. eine einigermaßen ausführliche Schilderung des Londoner Aufenthalts des Meisters im Jahre 1855 und eines Besuches Praegers in Zürich, angeblich im Jahre 1856, 3. eine in einzelnen Abschnitten ziemlich ausführliche Schilderung von Wagners Leben vor 1855. — Was 1. und 2. anbelangt, so ist es klar, daß sie für uns von großem Interesse sein müssen, sobald wir ihnen eine unbedingte Zuverlässigkeit zuschreiben dürfen; mit der Frage nach ihrer Zuverlässigkeit werde ich mich sofort eingehend beschäftigen; was 3. aber anbelangt, so haben wir entweder eine Kompilation aus bekannten Quellen vor uns, oder müssen wir voraussetzen, daß Wagner bei Gelegenheit der Zusammen-

*) Dazu noch ein langer angeblicher Brief von ihm an Eduard Röckel.

künfte in den Jahren 1855 und 56 (denn später hätte er dazu nie Zeit gehabt) systematische Vorträge über seine Jugenderinnerungen gehalten, und daß Praeger sich jede Einzelheit sofort sorgfältig notiert habe. Die Notwendigkeit zu dieser letzten ungeheuerlichen Annahme liegt aber nicht vor, da offenbar das allermeiste aus allgemein bekannten Quellen geschöpft ist. Der „Lebensbericht“*) und Tapperts Biographie sind Praegers Hauptquellen gewesen, und zwar sind sie in so naiv-unverfrorener Weise benutzt worden, daß jeder Kenner der einschlägigen Literatur das sofort erkennen wird, und ich einen näheren Nachweis für überflüssig erachten darf. Auch Glasenapp hat manches beigesteuert. Allerdings gebraucht Praeger gern jene bekannte Formel: „er erzählte mir eines Tages — —“; es mag ja auch sein, daß Wagner ihm wirklich dieses und jenes erzählt hat; für uns ist es aber nur wichtig, das eine festzustellen, daß Praeger das, was Wagner ihm gesagt hat, jedenfalls nicht gleich notierte, sonst könnte seine Darstellung nicht so viele nachweislich irrtümliche und sich selbst häufig direkt widersprechende Nachrichten enthalten. Praegers Angabe, am Schlusse seines Vorworts: „er erzähle Wagners

*) Den Praeger stets, durch Verwechselung mit dem Titel der englischen Ausgabe, als „Das Werk und die Mission (!) meines Lebens“ zitiert; geradeso wie er Wagner selber in einem Brief die Schrift „Über die Bestimmung der Oper“ über „die Mission“ der Oper betiteln läßt. (S. 354.)

Lebensgeschichte und sein Wirken, wie er es von ihm selbst erfuhr", werden wir also mit berechtigtem Mißtrauen begegnen.

Die Hauptfrage nach dem Wert der neuen Beiträge zur Lebensgeschichte Richard Wagners, die uns das Praegersche Buch darbieten soll, gliedert sich demnach in zwei Fragen: Erstens: sind die Briefe des Meisters unzweifelhaft authentisch? Zweitens: hat Praeger wirklich, wie er es (S. 150 u. a.) behauptet, „ein Notizbuch" geführt, in welches er sowohl die Vorgänge der Zeiten, die er in Wagners Nähe verlebte, als auch die damaligen Erzählungen des Meisters über frühere Ereignisse gewissenhaft notierte? Diese zwei wichtigsten Fragen müssen beantwortet werden, ehe wir die einzelnen Mitteilungen Praegers in chronologischer Reihenfolge einer kritischen Prüfung unterziehen.

Die Briefe des Meisters. — Praegers Buch enthält 34 Briefe Wagners an den Verfasser (zum Teil nur Fragmente) und drei Briefe an des Verfassers Gattin. Genau so wie Praegers Erinnerungen nehmen die Briefe progressiv an Zahl, Länge und Interesse ab. Auf die ersten zehn Jahre der Bekanntschaft fallen 22 Briefe (darunter sechs rein geschäftlicher Natur); auf die zweiten zehn Jahre sechs Briefe (und außerdem noch sechs, die ausschließlich einer Bestellung bei einem Buchhändler gelten, und die für die Öffentlichkeit nicht das geringste Interesse

besitzen); von da an gibt es überhaupt keinen Brief mehr.

Wenn ein Leser nun bloß die englische Ausgabe vor Augen hat, so wird er nie auf den Gedanken verfallen, die Authentizität dieser Briefe zu bezweifeln. Es sind ja fast alle denkbaren Schändlichkeiten gegen Wagner in Anwendung gebracht worden; selbst dem gewissenlosesten Feinde aber würde man es nicht zutrauen, daß er die Heiligkeit der vertraulichen Korrespondenz durch Änderung auch nur eines Wortes verletzen könnte, wie viel weniger sollte man das bei einem „intimen Freund" voraussetzen. Dem kundigen englischen Leser werden zunächst also nur einige Daten aufstoßen; daß z. B. Wagner im Mai 1856 Praeger „ein Stück vom Siegfried vorzutragen" verspricht, wird er für einen Druckfehler halten, da wir dokumentarische Beweise besitzen, daß der Meister damals die Komposition des „Siegfried" noch gar nicht begonnen hatte*); manche Äußerung wird ihn auch befremden, und er wird geneigt sein, einer offenbar schlechten Übersetzung die Schuld zuzuschreiben. Der deutsche Leser aber — und zunächst fasse ich den ins Auge, der die deutsche Ausgabe allein vor sich hat — der deutsche Leser, wenn er nur ein wenig in Wagners Stil bewandert ist, wird sofort viel bedenklicher werden. Denn er wird sich bald überzeugen, daß ganz gewiß kein einziger

*) Am 12. Juli 1856 schreibt er an Liszt: „Hoffentlich fasse ich bald wieder Muth und beginne endlich den Siegfried."

Brief in der Originalfassung vorliegt. Gleich der erste Brief beginnt (S. 236): „Ich schreibe Ihnen, mein lieber Praeger, als wie einem alten Freunde, Ihnen herzlich dankend, mir ein so wackerer Kämpe zu sein in einem fremden Lande und einem solch konservativen Volke.“ Das ist doch offenbar eine miserable Übersetzung aus dem Englischen; einen solchen Satz hat Richard Wagner in seinem ganzen Leben nicht geschrieben. Demselben Briefe können wir aber noch andere Stilproben entnehmen; z. B.: „und werde ich vielfachen Gebrauch Ihrer Güte reklamiren,“ und „so agiren Sie in meinem Namen nach Ihrem Gutdünken“. Ein so grauenhaftes Deutsch schreibt ja nicht einmal ein Engländer, der der deutschen Sprache nur halbwegs mächtig ist, wie viel weniger ein Richard Wagner. Damit aber ein jeder meiner Leser die Überzeugung gewinne, daß uns diese Briefe nicht in der Originalfassung vorliegen, will ich noch zwei oder drei weitere Stilproben anführen. Und zwar zunächst aus einem Briefe, der nicht an Praeger, sondern an Eduard Röckel gerichtet ist; diesen Brief wähle ich deswegen, weil Praeger ausdrücklich versichert, daß er ihn nach dem „Original“ abdrucke (S. 199), und noch ein zweites Mal beteuert (S. 200): „Hier folgt nun der vorerwähnte Brief, ein Autograph Wagners.“ In diesem Briefe kommen folgende Sätze vor: „— — möchte er lieber nicht so weit weg als Amerika gehen, sondern will sich in London Brot suchen, um auf seiner Familie Rekonziliation

zu warten"; — „sie sind noch zu wüthend mit ihm"; — „Ich weiß von seiner Lebensweise, daß weder ein reges, aktives Leben, noch ein sehr ruhiges ihn affektiren". (Dem deutschen Leser, der dieses Kauderwelsch unmöglich verstehen kann, diene zur Erklärung, daß das englische Wort „affect" hier nicht „affektieren", sondern „affizieren", beeinflussen, bedeutet.) Auch folgender Satz ist wert, als Muster eines „galizischen" Stiles angeführt zu werden: „Besonderes Leid verursacht mir meine Kunst, denn obschon ich mich frei bewegen konnte, war nirgends Aussicht, etwas gehört zu bekommen." Und gerade von diesem Brief wird also ausdrücklich gerühmt, daß er direkt nach dem Original abgedruckt sei! In dem Brief an Praeger vom 15. Juli 1855 lesen wir (S. 291): „Bei mir ist es eben jetzt die sublime Natur, welche mich zum wiederholten Male antreibt, am Leben zu hängen, wie mit einer neuen Liebe, deswegen habe ich wieder angefangen zu arbeiten." Einer der schönsten Sätze ist aber folgender, aus dem Brief vom 28. März 1856 (S. 301): „Wenn Du die Walküre wieder durchliest, so wirst Du sehen, was für eine superlative Ader (!) von Herzeleid, Weh und Verzweiflung das Ganze verzweigt, und ich brauche Dir dann nicht zu wiederholen, wie tief und schmerzhaft mich das Werk packt." Nach solchen Beispielen ist es wohl überflüssig, noch des weiteren darauf aufmerksam zu machen, daß Wagner seinen Freund zu einer „Modellaufführung" der „Meistersinger"

einlädt (S. 347), daß er gern solche Ausdrücke wie „timide“ (S. 241), „quasi“ (S. 293) usw. anwendet, die man schwerlich auch nur ein einziges Mal bei Wagner findet; denn einzelne Worte könnten immerhin aus einer launigen Absicht erklärt werden, während obige Sätze (die ich aus einer langen Liste ausgewählt habe) den apodiktischen Beweis erbringen, daß uns die Briefe des Meisters nicht in der Originalfassung vorliegen; und zwar bezieht sich das auf sämtliche Briefe.*)

Der deutsche Leser wird sich verwundert fragen, warum dem deutschen Publikum die Originalbriefe vorenthalten werden; denn sämtliche Briefe sind deutsch geschrieben worden, bis auf die drei in französischer Sprache an Frau Praeger, die aber auch französisch mitgeteilt werden (wie sich's gehört); und die Originale sind noch heute alle in England vorhanden und haben dem Verfasser des Buches vorgelegen. Der deutsche Leser wird gewiß bedenklich den Kopf schütteln; er wird sich aber damit trösten, daß, wenn auch durch das unverzeihliche Verfahren der Rückübersetzung aus einer Übersetzung sowohl die Frische des ursprünglichen Ausdruckes als auch jede Zuverlässigkeit in bezug auf das Detail verschwunden sind, er doch immerhin

*) Man teilt mir mit, kein einziger der „berühmten“ deutschen Kritiker habe es bemerkt, daß diese Briefe unmöglich Originale sein können; das wäre allerdings ein trauriges Zeugnis, sowohl für ihre Kenntnis Richard Wagners als für ihr Verhältnis zur deutschen Sprache.

Dokumente vor Augen hat, die ihm insofern zur Belehrung dienen können, als sie wenigstens dem allgemeinen Sinn nach, Satz für Satz, einem Original des Meisters entsprechen.

Nun tritt aber ein dritter Leser auf. Ein Mann, der der englischen und der deutschen Sprache gleich mächtig ist, nimmt beide Ausgaben des Praegerschen Buches zur Hand. Er findet unter den nämlichen Jahres- und Monatstagen dieselbe Anzahl von 34 Briefen an Praeger; auch der allgemeine Inhalt bezeugt, daß es dieselben Briefe sind. Was soll dieser Leser aber denken, wenn er nun entdeckt, daß kein einziger Brief in den beiden Ausgaben identisch lautet? Schon die Anrede ist nicht immer gleichlautend; z. B. beginnt der Brief aus München 1867 in der englischen Ausgabe: „Mein guter Ferdinand" (S. 320), in der deutschen Ausgabe: „Mein lieber Praeger" (S. 346), und während der englische Brief (S. 284): „Lieber Freund" anhebt, versteigt sich der entsprechende deutsche (S. 299) zu „Liebster Ferdinand". Das sind gewiß Kleinigkeiten; ich stelle aber fest, daß wir nicht einmal wissen, wie Wagner Praeger in seinen Briefen angeredet hat, was doch zur Charakteristik des Verhältnisses von Wert wäre.*) Das-

*) Sogar der lange französische Brief an Frau P., vom 3. November 1855, der in beiden Ausgaben französisch abgedruckt wird, enthält zahlreiche Varianten, und sowohl die Anrede wie die Unterschriften sind in den beiden verschieden!

selbe gilt von den Schlußwendungen der Briefe. Der Brief vom 12. Mai 71 z. B. schließt englisch; „Liebe mich und glaube mich ewig Dein", deutsch aber einfach nur: „habe mich lieb"; von „ewig Dein" ist hier nicht die Rede. Ebenso schließt der Brief vom 25. November 1870 in der englischen Ausgabe: „Behalte mich in Deinem Herzen, wie ich Dich"; in der deutschen Ausgabe fehlt der Zusatz: „Wie ich Dich". Sehen wir aber von diesen Nebensächlichkeiten ab, die einigen allerdings wichtig, anderen aber vielleicht als bloße dekorative Zutaten erscheinen können, und fragen wir uns: ist der sonstige Inhalt der Briefe identisch? Keineswegs. Wir haben zunächst Worte und ganze Sätze, die sich so wenig genau entsprechen, daß keine Übersetzungsnot den Abstand rechtfertigen kann; bisweilen steigert sich sogar dieser Abstand bis zu einer direkt gegenteiligen Behauptung. Damit nicht genug, enthält mancher Brief in der einen Ausgabe sachliche Mitteilungen, die in der anderen fehlen; und das geht so weit, daß ganze Sätze, welche die englische Ausgabe der Briefe enthält, in der deutschen Ausgabe fehlen, und umgekehrt, daß die deutsche Ausgabe ganze Sätze enthält, die in der englischen fehlen. Schließlich gibt es Briefe, die bloß durch das identische Datum und durch die Folge der Ideenassoziationen auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, sonst aber in toto voneinander abweichen. Der Raum gestattet mir nur, einzelne Beispiele zu geben; es werden aber schlagende sein.

Als Beispiel einer geringen Änderung im Wortlaut, welche aber nicht belanglos ist, wollen wir gleich die allererſten Worte des erſten Briefes nehmen. In der deutſchen Ausgabe ſteht (S. 236): „Ich ſchreibe Ihnen, mein lieber Praeger — — —"; in der engliſchen Ausgabe (S. 222) ſteht dagegen: „I enter into correspondence with you — — —", was auf deutſch bedeutet: „Ich trete in Korreſpondenz mit Ihnen." Und dieſe ſcheinbare Kleinigkeit iſt inſofern wichtig, als der bloße Ausdruck, „Ich trete in Korreſpondenz mit Ihnen", den unumſtößlichen Beweis erbringen würde, daß Wagner zuerſt an Praeger ſchrieb, und daß Praeger mit ſeiner Behauptung, er habe zuerſt an Wagner geſchrieben, und dieſer erſte Brief des Meiſters ſei eine Antwort auf ſeine Mitteilung, ſich irrt. Einige Zeilen weiter heißt es in der deutſchen Ausgabe: „— — — gibt mir den Muth, ohne Weiteres Ihnen eine Laſt aufzubürden, in welchem Vorhaben mich auch noch ein Brief des alten Papa Röckel's beſtärkt"; im Engliſchen ſteht aber: „— — — Ihnen die Laſt einigermaßen mühevoller Anordnungen aufzubürden, wie mir Papa Röckel in einem Briefe, den ich beilege, dringend räth"*). Dieſes eine Bruchſtück eines Satzes enthält ſchon, wie der Leſer merken wird, ein ganzes Arſenal von Beiſpielen. Denn aus dieſem erſten Abſatze des erſten Briefes

*) "the burden of somewhat wearisome arrangements upon your shoulders, as papa Roeckel urges me in a letter which I inclose".

(dessen erste Worte mein erstes Beispiel, dessen letzte mein zweites bilden) ergibt sich, in der Fassung der englischen Ausgabe, daß Wagner an einen ihm völlig unbekannten Menschen zum erstenmal schreibt, und zwar auf den dringenden Rat eines gemeinsamen Bekannten hin, dessen Brief er als Einführung beilegt; aus der Fassung der deutschen Ausgabe kann man diesen Sachverhalt nicht erraten. Und was soll man dazu sagen, daß in dem einen Brief von einem „Vorhaben", in welchem er bestärkt wird, in dem andern dagegen von einem „Rath", der befolgt wird, die Rede ist? Daß in dem einen Fall ganz unbestimmt von „einem Briefe" geredet wird, in dem anderen aber von „einem Briefe, den ich beilege"? Durch welchen Übersetzungsprozeß kann eine sachliche Mitteilung ganz und gar verschwinden? Und man werfe mir nicht ein, daß es sich hier um eine Sache ohne Belang handele, denn wer so leichtfertig mit dem ersten, in einem gewissen Sinne höchst gleichgültigen Briefe umgehen kann, von dem können wir bei wichtigeren Gelegenheiten viel erwarten; das wird sich auch „bäldlich zeigen"; es ist aber außerdem durchaus nicht gleichgültig, festzustellen, wann Praeger Wagner zum ersten Male begegnet ist, und ich werde jetzt auf einen zweiten Brief aufmerksam machen, aus welchem sich ergeben wird, daß jene geringen Änderungen im ersten Briefe durchaus nicht ohne eine zielbewußte — wenn auch sonst hoffentlich unbewußte — Methode vorgenommen wurden. Drei Tage vor seiner Ankunft in London

schreibt Wagner (deutsche Ausg. S. 243): „Ich muß also ohne weitere Notiz und Umstände ganz plötzlich Ihnen ins Haus fallen und hoffe, Ihrer Gastfreiheit werth zu sein.“ In der englischen Ausgabe steht nun (S. 227) nach dem Worte „Ihnen“ noch folgender Zusatz: „dem Freunde, mit dem ich leider noch nicht persönlich bekannt bin“*). Und während der deutsche Brief mit den Worten schließt: „Mit .... der herzlichen Freude eines baldigen Zusammentreffens“, steht in der englischen Ausgabe: „in der herzlichen Freude, Sie persönlich kennen zu lernen!“**). Auf derselben Seite 243 der deutschen Ausgabe, in der ersten Zeile, schreibt aber Wagner in einem früheren Brief an Praeger: „Sie müssen sich erinnern, daß ich das Selbe in Dresden that, und niemand zu mir Zutritt hatte als mein Peps“; in der englischen Ausgabe ist nun dieser ganze frühere Brief anders, und Wagner „erinnert“ Praeger nicht daran, daß nur sein Hund vormittags Zutritt zu ihm hat, sondern teilt es dem ihm noch unbekannten Manne mit***); es war also ganz logisch, in der deutschen Ausgabe den Zusatz von „dem Freunde, mit dem ich leider noch nicht persönlich bekannt bin“ auszulassen, sonst wäre das „Sie

*) “the friend, whom, alas, I am not yet personally acquainted with.”

**) “in hearty joy of your personal acquaintanceship.”

***) Außerdem steht in dem betreffenden Satz in der englischen Ausgabe (S. 228) statt des Hundes Peps: sein Freund August Röckel!

müssen sich erinnern" unverständlich gewesen. Um zufällige Übersetzungs- und Rückübersetzungsfehler und Versehen handelt es sich offenbar nicht, sondern mit einem anerkennenswerten Sinne für Symmetrie wird hier etwas hinzugetan und dort etwas weggelassen.

Im Anfang hatte ich eine Liste der Abweichungen zwischen den beiden Ausgaben der Briefe begonnen; doch mußte ich dieses Vorhaben bald aufgeben, da ich entdeckte, daß nicht zwei Briefe im ganzen Buche identisch sind, ja kaum zwei Sätze. Das Folgende ist also ziemlich aufs Geratewohl herausgewählt.

Unterhaltend ist es, daß an drei Stellen (S. 289, 302, 326) Sachen, die in der englischen Ausgabe unten als erläuternde Anmerkungen Praegers stehen, in der deutschen Ausgabe in den Text der Briefe Wagners aufgenommen sind. Doch das nur nebenbei. In dem Briefe vom Mai 1856 (der aber, wie wir sehen werden, aus dem Jahre 1857 ist) schreibt Wagner (S. 303): „Zwei Monate wirst Du bei mir bleiben? das ist mir lieb"; in der englischen Ausgabe heißt aber die betreffende Stelle: „Noch zwei Monate, und da wirst Du bei mir sein! ach! das ist schön!"*) In der deutschen Ausgabe heißt es nun weiter: „Bring nur ja alle (!) Deinen Scharfsinn her, denn es gibt einige Thesen in Schopenhauer, welche ungewöhnliche geistige Anstrengung erfordern, um zum Kerne der harten Nuß zu kommen, das wird Dir nun gerade

*) "Two months, and you will be with me! ah! that is good!" (S. 287.)

passen"; englisch steht dagegen: „Dann bringe Deine ganze Denkkraft, Deinen scharfdurchdringenden Geist mit, denn Du sollst mir in jenem besten aller Schriftsteller, Schopenhauer, einige dunkle Stellen erklären, welche mir augenblicklich viel Qual verursachen."*) Weiter unten steht deutsch: „Ich verspreche Dir viele glückliche Stunden"; englisch: „Ich verspreche mir einige glückliche Stunden!" (Wie diese Beispiele zeigen, mutet Praeger der Glaubenskraft meiner lieben englischen Landsleute häufig mehr zu als der seiner eigenen deutschen.) Seite 336 der deutschen Ausgabe steht: „Die mir zukommende Summe ließ ich dem guten Nuitter;" in der englischen: „sechzig Pfund Sterling"; wie kommt es, daß eine bestimmte, ziffermäßige Angabe nicht in beiden Ausgaben steht? Gerade an dieser Stelle, vor den Worten: „Die mir zukommende Summe", steht in der englischen Ausgabe ein langer Satz, der in der deutschen ganz ausgelassen ist, obwohl er wahrlich nicht uninteressant ist: „Lieber würde ich alle Hoffnung auf den Beistand kaiserlicher und adeliger Persönlichkeiten aufgeben und meinen Kampf allein auskämpfen, als daß ich noch einmal vor ein derartiges Gericht hinträte."**) Daß

*) "Then bring all your brainpower, all your keen penetration, for you shall explain to me some obscure passages in that best of writers, Schopenhauer, which now torment me exceedingly." (S. 287).

**) "I would sooner lose all hope of assistance from imperial and noble personages, and fight my battle alone, than again appear before such tribunal". (S. 310).

in der deutschen Ausgabe etwas weggeblieben ist, wird nicht angedeutet. Viel schlimmer verhält es sich mit dem Briefe auf S. 338. Gerade dieser Brief, der des Meisters Verhältnis zu seiner ersten Frau behandelt, ist von der Presse gierig aufgegriffen worden, und gerade dieser Brief ist in den beiden Ausgaben so gänzlich und durchaus verschieden, daß es schwerfällt, die beiden Fassungen überhaupt zu vergleichen. Zunächst kann ich feststellen, daß die so viel zitierten Worte: „es kommt mir so vor, als ob nach allem ich mit ihr viel zu nachsichtig und geduldig gewesen bin", in der englischen (also früheren) Ausgabe ganz und gar nicht vorkommen, weder diese noch ähnliche. Es handelt sich also offenbar und fraglos um einen infamen Zusatz des hoffentlich damals nicht mehr zurechnungsfähigen Greises. Ebenso fehlt folgender Satz in der englischen Ausgabe: „Ich fange an, mich vor der nächsten Zukunft zu fürchten, alles scheint mir Unglück zu prophezeien." Dagegen enthält der Brief in der englischen Fassung Sätze, die man vergeblich in der deutschen suchen würde, z. B.: „Jetzt empfinde ich, daß ich den tiefsten Grund dunkler Verzweiflung erreicht habe"*); und während der deutsche Brief mit den Worten endet: „Nirgends eine Aussicht, auch nur etwas Ruhe zu finden, wo und wie soll das enden?" schließt der englische folgendermaßen: „Einen Wechsel der Umgebung

*) "It is now that I feel I have sounded my lowest note of dark despair." (S. 312.)

muß ich haben. Wenn nicht, so befürchte ich, daß ich vor Erschöpfung zusammenbreche. Ich liebe die Bequemlichkeit, den Luxus — da war es, wo sie mich fesselte — Wie wird das enden?"*) Dieser so wichtige Brief (der in der deutschen Ausgabe gar nicht, in der englischen: Mariafeld, April 1864, datiert ist), einer der sehr wenigen, in denen der Meister irgend etwas aus den Tiefen seines Herzens Praeger anvertraut, liegt uns also in zwei total verschiedenen Fassungen vor, und die einzige berechtigte Vermutung ist die, daß keine von beiden dem Original genau entspricht. — Der nächstfolgende Brief ist aus Starnberg, Juni 1864, und da er das Verhältnis Wagners zu König Ludwig behandelt, ist auch er viel besprochen worden. Der Unterschied zwischen den beiden Fassungen ist aber hier noch größer; es ist, als ob zwei verschiedene Männer einen Brief einmal hätten vorlesen gehört und sie ihn dann nachher aus dem Gedächtnis aufgeschrieben hätten; enger ist der Parallelismus hier nicht. Man höre den ersten Satz. Er lautet deutsch (S. 339): „Wie kann ich Dir den Zustand beschreiben, in dem ich mich befinde"; englisch (S. 313); „Dir bin ich es schuldig, daß Du über dasjenige benachrichtigt werdest, was während dieser letzten paar Wochen meine Freude ausgemacht hat — wenn auch gewisse Gedanken wie Wolken

*) "Change of scene I must have. If I do not I fear I shall sink from inanition. I like comfort, luxury — she fettered me there — How will it end?"

darüber hängen"; dann erſt kommt im engliſchen Text die Stelle, welche dem zweiten deutſchen Satze: „ſeit kurzer Zeit bin ich nicht mehr der Selbe — — —" entſpricht. Und ſo geht es weiter! Der letzte Satz lautet, deutſch: „Komm nur jetzt, Du kannſt ja meinen Pathen mitbringen, er iſt jetzt acht Jahre alt. Dein Richard Wagner"; engliſch: „Wenn Du mich beſuchen kannſt, wird es mich freuen. Mein Pathe, Richard Wagner, iſt jetzt acht Jahre alt, ſo ſagſt Du mir; bringe ihn mit; das Schwatzen eines lieben, unſchuldigen Kindes wird mir gut thun; ihn in meiner Nähe zu haben wird mich vielleicht tröſten. Dein unſeliger Richard Wagner." *) Ein letztes Beiſpiel ſoll dieſen fragmentariſchen Ausführungen die Krone aufſetzen. In der deutſchen Ausgabe S. 348 ſchreibt Praeger: „Im Juli 1870 empfing ich einen langen Brief Wagners, welcher folgendermaaßen anfing:" — und daraufhin teilt er vier Zeilen mit und bricht ab bei den Worten: „wenn ich Dir aber ſage — — — —"; in der engliſchen Ausgabe ſteht nun (S. 321), Praeger habe "a very short communication", d. h.

*) Erſte Stelle: „I owe it to you that you should be informed of what my joy — clouded though it is by certain thoughts — has been during the last few weeks." — Zweite Stelle: "If you can come to see me I shall be happy .My godchild, Richard Wagner, is now eight years old, you tell me; bring him; the talk of a dear innocent child will do me good; to have him near me will, perhaps, comfort me. Your unhappy Richard Wagner."

eine sehr kurze Mitteilung erhalten, worauf dieselben vier Zeilen stehen, aber ohne den Zusatz „wenn ich Dir aber sage", vielmehr folgt unmittelbar „Dein Richard Wagner. Juni 1870". Also für die Leser der einen Ausgabe ist das Original „eine sehr kurze Mittheilung", welche angeblich vollinhaltlich zum Abdruck kommt, für die Leser der anderen ist es „ein langer Brief", von dem nur ein Bruchstück mitgeteilt wird. Und jener Brief betrifft eine der bedeutungsvollsten Wendungen in Wagners Leben.

Bezüglich der angeblichen Briefe Wagners, welche, wenn sie in ihrer ursprünglichen Gestalt vor uns lägen, das Wertvollste an dem Praegerschen Buche ausmachen würden, haben wir also festgestellt: Kein einziger Brief ist im Wortlaut des Originals mitgeteilt; da der Wortlaut in der englischen und in der deutschen Ausgabe ein ganz und gar verschiedener ist, so bleibt der wirkliche Inhalt der Originalbriefe bloßen Mutmaßungen preisgegeben; selbst die sachlichen Mitteilungen entsprechen sich in den beiden Fassungen nicht; was das beschränkte sachliche Gebiet übersteigt, ist also erst recht mit dem größten Mißtrauen aufzunehmen; wir wissen nicht einmal mit Gewißheit, wie Wagner seinen Korrespondenten angeredet, und wie er sich ihm gegenüber gezeichnet hat; ja, wie das letzte Beispiel zeigte, wir wissen nicht einmal, ob die uns unbekannten Originale lang oder kurz sind.

Von der Art übrigens, wie Praeger mit Briefen

umgeht, enthält sein eigenes Buch ein höchst bezeichnendes Beispiel; ich bitte den gütigen Leser, dieser letzten, kurzen Ausführung seine Aufmerksamkeit schenken zu wollen.

Nach dem vierten Londoner Konzert 1855 wollte Wagner plötzlich abreisen; seine leidenschaftliche Mißstimmung hatte er jedoch nur im Freundeskreise geäußert; „Ein deutscher Judenjunge" (wie der Meister berichtet) war aber zufällig anwesend gewesen und brachte die Sache in die Zeitungen; darüber großer Lärm. In einem Brief an seinen Freund Fischer („Briefe an Uhlig usw.", S. 329) vom 15. Juni 1855 erklärt nun Wagner den ganzen Vorfall und schließt mit dem Satze: „Ich brauche dir nicht erst zu sagen, daß es den Vorstellungen meiner Freunde, die mich nach Hause begleiteten, gelang, von meinem im Unmuth vorschnell gefaßten Entschlusse mich abzubringen." Dieser Brief wurde in der „Neuen Zeitschrift für Musik" vom 1. Juli 1855 abgedruckt, dadurch kam er auch Praeger (der Mitarbeiter der „Neuen Zeitschrift für Musik" war) zur Kenntnis. Nachdem nun Praeger in seinem Buche obigen Vorfall erzählt hat, beruft er sich auf diesen Brief und sagt (S. 266 unten): „— — Wagner schrieb deshalb nach Dresden, daß er nur seinem Freunde Ferdinand Praeger und einigen Anderen zu Liebe geschehen sei, daß er sich zum Bleiben entschloß." In der deutschen Ausgabe stehen allerdings obige Worte nicht zwischen Anführungszeichen, wohl aber in der englischen, und

das bleibt sich übrigens gleich; das Wesentliche ist die Einsicht, wie virtuos Praeger es versteht, den Sinn eines einfachen Satzes, der ihm gedruckt vorliegt, zu verdrehen. Wagner berichtete, wir wir sahen, ganz einfach, daß es natürlich seinen Freunden gelang, ihn von dem voreiligen Schritt abzubringen; Praeger macht daraus, daß Wagner „nur seinen Freunden zu Liebe geblieben sei"; und dadurch, daß er in diesen veränderten Sinn an der geeigneten Stelle die Worte „Ferdinand Praeger" (die weder in diesem, noch in irgendeinem der anderen Briefe Wagners an Fischer aus London ein einziges Mal vorkommen) einschiebt, wird diese belanglose kleine Episode zu einer der „dreizehnhundert Riesensäulen", welche die „gewalt'ge Kuppel" der halbhundertjährigen Freundschaft tragen.*) Und diese Fälschung läßt sich Praeger einem Briefe gegenüber zuschulden kommen, der im Drucke erschienen ist! Allerdings erwähnt er dessen nicht, daß er diesen Brief aus der „Neuen Zeitschrift für Musik" von 1. Juli 1855 entnommen hat; er hat nicht geglaubt, daß irgendeiner ihm so weit nachspüren würde; und vor allem hat er nicht daran gedacht, daß die Briefe des Meisters an Fischer bald gesammelt der Welt würden

*) Der Leser gestatte diese Entlehnung aus Praegers „Freund Heine", von dem Praeger uns sagt (S. 96), er habe „das tiefgefühlte Wahre nie ganz verleugnen können", und dessen „aus dem Kopfe sprühenden Funken" wir, nach Praegers Darstellung, Wagners „Fliegenden Holländer" zu verdanken haben.

mitgeteilt werden. Sonst hätte er auch nicht aus diesem selben Briefe an Fischer ein zweites fast seitenlanges Zitat geben können, S. 273, und zwar von den Worten eingeleitet: „es ist besser, ich führe Wagner hier selbst an", wo wieder einmal nicht ein einziger Satz unverändert dem Original entnommen ist.*)

Aus diesem Beispiel möge nun der Leser sich sein eigenes Urteil darüber bilden, wie Praeger mit Briefen umgegangen sein mag, die der Kontrolle durch die Öffentlichkeit gar nicht, und dadurch seinen eigenen, sträflich willkürlichen Manipulationen rettungslos unterworfen waren. Da ein jeder dieser Briefe die Spur unzweifelhafter Fälschung an sich trägt, so ist die Sammlung ganz und gar wertlos; kein gewissenhafter Mann wird ihr eine einzige Tatsache oder irgendeine Meinung oder Äußerung des Meisters als authentisch entnehmen können. Nur einen einzigen Zweck können diese Briefe erfüllen: sie belehren uns über die Zuverlässigkeit und die Wahrheitsliebe des Herrn Praeger, so daß wir von nun an keinem Wort, das aus seinem Mund fällt, Glauben schenken werden, ehe wir es einer strengen Prüfung unterzogen haben.

Das Notizbuch. — Praegers Darstellung von Wagners Leben beruht (nach) seinen eigenen wieder-

*) Die betreffende Stelle findet der Leser in „Briefe an Uhlig ꝛc." S. 330, 331.

holten Versicherungen) dort, wo er nicht über etwas von ihm selbst Miterlebtes berichtet, auf des Meisters Erzählungen. Die Formeln: „so sagte mir Wagner", „oft kramte er aus seinen Jugenderinnerungen aus" (S. 25), „unzählige Male haben wir dieses Thema besprochen" (S. 219 u. a. v. S.), oder auch „es war rührend ihn beschreiben zu hören", „ich konnte mich nie der tiefsten Rührung erwehren, wenn er mir wiederholt begeistert erzählte" usw., kommen so häufig vor, daß ich sie, bei einer flüchtigen Durchsicht, auf den ersten 200 Seiten über fünfzig Male zählte. Woher Wagner die materielle Zeit hernahm, bei seinen wenigen Zusammenkünften mit Praeger, dieser „guten Seele" alle Einzelheiten der vierzig ersten Jahre seines Lebens, „alle kühnen Hoffnungen, mißlungenen Pläne und glücklichen Erfolge" zu erzählen, dazu seine Anschauungen über alle möglichen Fragen eingehend, „unzählige Male", auseinanderzusetzen, — mit dieser offenbar unlösbaren Frage wollen wir uns weiter nicht abgeben. Denn, wie dem auch sei, es wird niemand der Behauptung widersprechen, daß ein Lebensbild, welches nicht auf Dokumenten beruht, sondern auf persönlichen Erlebnissen und namentlich auf Erzählungen, nur dann Wert besitzt, wenn das Erfahrene immer sofort schriftlich festgehalten wurde. Nur daß sie mit größter Gewissenhaftigkeit ein Tagebuch geführt hatten, befähigte einen Eckermann und einen Schindler, uns wirklich Wertvolles und Neues über ihre Helden mitzuteilen; und Boswell brachte es durch seine noch größere Genauigkeit, durch die

gänzliche Verleugnung seiner eigenen Person fertig, ein unsterbliches Buch zu schreiben und dem englischen Volke ein lebendigeres Bild von dem ziemlich philiströsen, aber originellen Johnson darzubieten, als es jemals einem der wirklich Großen zu Teil wurde. Es ist also eine wichtige Sache, zu wissen: hat Praeger ein Notizbuch geführt oder nicht? Ich sage „Notizbuch" und nicht „Tagebuch", weil Praeger ein Tagebuch gewiß nicht geführt hat, sonst hätte er es erwähnt; S. 150 spricht er aber von seinem „Notizbuch", und selbst die spärlichsten gelegentlichen Notizen, wenn sie wirklich auf Grund lebendiger Erfahrungen gemacht worden wären, würden von Wert sein. Gerade dort aber, wo er seines Notizbuches Erwähnung tut, gibt uns Praeger nur einige Trivialitäten über „Lohengrin" zum besten, die er nimmermehr aus Wagners Mund gesammelt haben kann. Man vergleiche „Eine Mitteilung an meine Freunde", S. 353—363, mit den paar seichten Sätzen, die Praeger an genannter Stelle aus seinem Notizbuch entnimmt! Und auf dieser selben Seite, unten, steht etwas sachlich so ganz und gar Falsches, daß dieser eine Fall genügen könnte, uns die Überzeugung beizubringen, Praeger habe in ungewöhnlich hohem Grade an jenem „Defekt" gelitten, von welchem Professor Billroth sprach: „die Unfähigkeit bei den Mittelköpfen deutscher Nation, Aufgenommenes korrekt wiedergeben zu können". Denn hier beruft sich Praeger — nicht auf sein Notizbuch, sondern ausdrücklich auf Wagners genannte Schrift, und erzählt dann,

der Meister sei unschlüssig gewesen, „wie er ‚Lohengrin' enden solle", und erst auf Röckels Rat hin habe er sich entschieden; während im Gegenteil (IV, 364) Wagner nur auf den Rat des „kritischen Freundes", und gegen seine eigene Überzeugung, die veränderte Lösung seiner ureigenen Dichtung nachträglich entwarf, wo dann auch der Freund das „Naturwidrige" darin empfand. Wenn Praeger nicht einmal eine gedruckte Mitteilung versteht, wie können wir seinen Berichten über das schnell gesprochene Wort trauen? Diesem auffallenden Mangel an natürlicher, gesunder Auffassungsgabe werden wir es wohl zuschreiben müssen, daß, obwohl Praeger dem Meister eine Reihe von Malen begegnet ist, er uns dennoch in seinem ganzen Buche nicht ein einziges jener kühnen Worte übermittelt, welche bei Wagner — gleichviel welchem Gegenstand die Unterhaltung galt — eine ganze Frage blitzartig zu erleuchten pflegten. Will man sich eine Vorstellung davon machen, wie er mit den Worten des Meisters umging, so sehe man seinen Bericht über jene Worte von geschichtlicher Bedeutung an, die am Schlusse der ersten Aufführung des „Nibelungenringes" fielen. Die letzten Worte jener kurzen Anrede waren: „Sie haben jetzt gesehen, was wir können, wollen Sie jetzt! Und wenn Sie wollen, so haben wir eine Kunst!" Praeger erzählt nun, der Meister habe „in der herzerhebenden Genugtuung und Freude über das endliche Gelingen seines Riesenunternehmens" zu seinem Publikum gesagt: „Meine Freunde, hiermit habe ich

euch ein deutsches Kunstwerk geschaffen!" (S. 97.) Und nach der englischen Ausgabe*) lauteten die Worte noch gemütlicher: „Kinder! Ihr habt hier eine wirklich deutsche Kunst!" (S. 97). Es ist wohl unmöglich, den tiefen Lebensgedanken des einsam schaffenden Künstlers, wie er sich in dem Augenblicke der allerfeierlichsten Erregung zur unmittelbaren Mitteilung in ein allumfassendes Axiom zusammendrängte, ärger zu travestieren, als es Praeger hier getan hat. Von Wagners Gedanken bleibt bei ihm auch nicht eine Spur. Ja, komischerweise enthält der Satz den Praeger dem Meister in den Mund legt, nicht ein einziges, einzelnes Wort, das in seiner Ansprache vorkam!**)

Diese Beispiele genügen, uns zu zeigen, wie Praeger über Geschriebenes, und wie er über Gesprochenes berichtet; wir sehen, daß er nicht bloß nur wenig, sondern gar kein Vertrauen verdient, selbst wenn er ein Notizbuch geführt hat. Diese Unzuverlässigkeit erstreckt sich sogar auf das rein sachliche Gebiet, dorthin, wo Mißverständnisse und Meinungsverschiedenheiten nicht hinreichen. Für das Datum der ersten Festspiele in Bayreuth, z. B., gibt Praeger eine ganze Auswahl: 1870 (S. 97), 1873 (S. 363), 1874 (engl. Ausg. S. 332); ich glaube nicht, daß das richtige Datum, 1876, vorkommt, jedenfalls

*) Man sieht, die beiden Ausgaben weichen in jedem Detail voneinander ab.

**) In der Fassung der englischen Ausgabe das eine Wort „Kunst".

wäre es nur zufällig einmal. Andere Daten dagegen sind mit großer Beharrlichkeit und — wie mich dünkt — gar nicht zufällig übereinstimmend falsch angegeben. Dahin gehört in erster Reihe jener angebliche Besuch Praegers in Zürich im Jahre 1856. Dieser Episode wird ein ganzes Kapitel gewidmet; auch Briefe in den vorhergehenden und nachfolgenden Kapiteln sind so datiert, daß 1856 als der Zeitpunkt des Besuches keinem Zweifel zu unterliegen scheint, und an vielen anderen Stellen des Buches (z. B. S. 9, 33, 57 usw.) wird auf damalige Erlebnisse verwiesen, und stets mit ausdrücklicher Hervorhebung des Jahres 56. Nun werde ich aber später unumstößliche Beweise dafür erbringen, daß Praegers Besuch nicht im Jahre 56, sondern 57 stattfand; einstweilen möge dem Leser die eine Tatsache genügen, daß Wagner selber im Sommer 56 gar nicht in Zürich war! Praeger hat seinen Besuch offenbar nur deswegen um ein Jahr früher datiert, um der Legende von seiner Mitwirkung bei der Entstehung von „Tristan und Isolde" nicht jeden geringsten Anschein von Glaubwürdigkeit zu rauben. Was hier vorgegangen ist, sieht einer absichtlichen, bewußten Fälschung noch ähnlicher als ein Ei dem anderen. Und aus diesen zwei Beispielen ersehen wir, in welcher Weise Praeger selbst mit den allernüchternsten Tatsachen, nämlich mit den Zahlen, verfährt; wir sehen, wie er mit unverzeihlicher Leichtfertigkeit das wichtigste Datum im ganzen Leben des Meisters überall ver-

schieden und überall falsch angibt, und wie er dagegen mit größter Beharrlichkeit und Konsequenz bemüht ist, uns eine bestimmte falsche Jahreszahl aufzudrängen, dort, wo dies zum Ruhme Ferdinand Praegers vonnöten erscheint.

Nachdem wir durch diese vorläufigen Betrachtungen unser Auge geschärft haben, wollen wir nun einiges einzelne hervorheben, und zwar wird wohl die chronologische Reihenfolge die einfachste sein. Ehe ich aber zu den Ereignissen des Jahres 1849 und den verschiedenen Zusammenkünften Praegers mit Wagner übergehe, will ich noch unter diesem Schlagwort — „Notizbuch" — einiges über die ersten 180 Seiten bringen, wo Wagners Leben bis 1849 auf Grund angeblicher Erzählungen — also eines angeblichen Notizbuches — geschildert wird. Auch hier werden es nur einzelne Beispiele sein, die ich aus einer schier unübersehbaren Masse von Ungereimtem, Widerspruchsvollem, nachweisbar Falschem auswähle.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, daß Praegers Behauptung im Vorwort (S. VI), sein eigener Vater sei „Dirigent der berühmten Gewandhauskonzerte" gewesen, durch die Konversationslexika und andere Nachschlagebücher nicht bestätigt wird. Im nächsten Satze sagt er allerdings, daß sein Vater von den Zeitgenossen „als ein ausnahmsweiser Violinvirtuose anerkannt" wurde; möglich, daß er ebenfalls „ausnahmsweiser" Ge-

wandhauskonzert-Dirigent war? Doch das nur nebenbei.*)

Über die ersten Kapitel — etwa die ersten acht — ist zunächst eine wichtige Bemerkung zu machen: zum allergrößten Teile ist alles, was hier erzählt wird, allbekannten Quellen entlehnt. Das ist ja kein Fehler an und für sich; da man aber fast überall die genaue Quelle für jede einzelne Erzählung unschwer erraten kann — die autobiographische Skizze, den Lebensbericht, Bericht über die Wiederaufführung eines Jugendwerkes, Bericht über die Aufführung des „Liebesverbotes", über die Aufführung der Neunten Symphonie 1847, Zukunftsmusik, über das Dirigieren usw., und man bei Praeger immer nur viel weniger als dort findet, namentlich viel weniger Interessantes und Charakteristisches, so könnte man, auch wenn das Buch nicht voller Irrtümer und voll der albernsten Urteile wäre, es doch nur als eine recht farblose, gänzlich unbedeutende Kompilation bezeichnen. Man vergleiche z. B. die aus der allererstenSeite der autobiographischen Skizze uns allen so wohlbekannte Episode von Geyers Tod (I, 7) mit Praegers „verbesserter" und verwässerter Erzählung davon auf Seite 7 und 8. Trotz zwei-

*) 1908. — Mit Hilfe des Herrn Max Zenker in Leipzig hat inzwischen W. A. Ellis alle erreichbaren Daten über Praegers Vater und Praegers Jugend zusammengetragen (siehe „Life of R. Wagner", vol. V, 106ff.); fast keine einzige Behauptung Praegers stimmt mit der Wahrheit überein, auch diese nicht.

maliger Zuhilfenahme des „Wagner sagte mir", ist hier alle Poesie entschwunden. Wie charakteristisch sind Wagners letzte Worte: „Ich entsinne mich, daß ich mir lange Zeit eingebildet habe, es würde etwas aus mir werden"; wie plump entstellt Praegers Fassung: „Wagner sagte, daß diese Worte ihm stets im Gedächtnis geblieben seien, und daß er entschlossen war — etwas zu werden. Doch hatte er damals noch nicht die geringste Ahnung, von welcher Art das ‚Etwas' sein solle oder sein könne." Auch die Erzählung von dem ersten dramatischen Versuche (Autobiogr. Skizze, S. 9) hat Praeger sich wörtlich angeeignet; nur wo der Meister berichtet: „Ich ward faul und lüderlich, blos mein großes Trauerspiel lag mir noch am Herzen," da sorgt Praeger für eine pittoreske Abwechslung, indem er einschaltet: „Wenn immer von dieser Periode seines Lebens sprechend, so beschuldigte er sich stets der Nachlässigkeit und Faulheit . . ." (S. 31.) Jeder kennt die lebendige Beschreibung der verfehlten zweiten Aufführung des „Liebesverbotes" (I, 39); der Leser findet sie, aber aller lebensvollen Einzelheiten (des polnischen Juden usw.) entkleidet, bei Praeger (S. 51) als angebliche Erzählung: „. . . aber höre nur erst! Eine zweite Vorstellung sollte zu meinem Benefiz dienen . . . ." Über Berlioz steht (Ges. Schr. I, 20) „ihm entgeht aller Schönheitssinn"; bei Praeger (S. 95) ist das wieder eine Erzählung, und „Wagner konnte sich nicht enthalten, sarkastisch hinzuzufügen, daß Berlioz der Schönheitssinn fehle." Die ganze

Geschichte von der Jugend-Symphonie (S. 46) ist offenbar aus X, 401 entnommen; denn trotz Praegers Versicherungen, „wie oft hörte ich ihn davon sprechen!", glaube ich es nicht, daß, mitten in der Komposition der „Walküre" und des „Siegfried", Wagner oft „und mit einer gewissen Genugtuung" an jenes Werk gedacht haben wird. Sehr charakteristisch ist auch: S. 41, über Mozart, aus VIII, 338; S. 83, das Pariser Publikum, aus X, 136; S. 87, die Arrangements aus der „Favoritin", aus I, 23 („beispielsweise sagte mir Wagner"!) Und so geht es, trostlos und öde, weiter. Einige Abwechslung bieten nur die mehr oder minder absichtlichen Transpositionen dar: wenn z. B., was Wagner über Beethovens Neunte Symphonie mit Bezug auf die Dresdener Aufführung des Jahres 1846 erzählt (II, 69), fast wörtlich auf das Pariser Conservatoire-Konzert, 1840, angewandt wird (S. 103) (natürlich mit Hilfe der Formel „wiederholt erzählte er mir begeistert"), oder wenn das, was der Meister über Webers Frau und „das Recht der Gallerie", welches ihr Mann ihr erteilte, erzählt (VII, 178), einfach auf Frau Minna Wagner übertragen wird und, durch einen selten hohen Flug der Phantasie emporgehoben, nun, ganz märchenhaft uns anheimelnd, die Gestalt gewinnt: „Wir saßen am Tische im Châlet zu Zürich 1856" (!) (S. 57).

Aber nein! nicht solche Kleinigkeiten allein schaffen uns Abwechslung, sondern im Laufe dieser ersten Kapitel finden wir uns hin und wieder, und zwar

ganz plötzlich und ohne jeden Übergang, auch ohne jede Erklärung des Verfassers, in eine andere Atmosphäre versetzt; selbst einzelne Praegersche Satzwendungen vermögen uns nicht darüber zu täuschen, daß nicht er, sondern ein anderer hier erzählt. Und dann, während sonst ausnahmslos in diesem Buche der gänzliche Mangel an wirklichem „Detail" besonders auffällt, der Mangel an allem wahrhaftig Lebensvollen, so tritt uns gerade dieses Element an den betreffenden Stellen — plötzlich und vorübergehend — entgegen. Als ich das Buch zuerst las, glaubte ich, Wagner müsse dem Verfasser über einzelnes ausführliche schriftliche Notizen gegeben haben. Es ist ja auch nicht unmöglich, daß einzelne kleine Züge wirklich im geselligen Freundeskreise, wie später noch, auch vor Praeger gelegentlich erzählt worden sind. Betrachte ich jedoch gewisse zusammenhängende längere Erzählungen genauer, wie z. B. die von der Leipziger Spielhölle (S. 32), der Seereise von Riga nach London (S. 65 ff.), und dem Verkehr mit Meyerbeer in Boulogne (S. 77 ff.), so kann ich mich des Verdachtes nicht erwehren, daß hier ein Vertrauensbruch stattgefunden habe.

Praeger erzählt, S. 360, daß er bei einer gewissen Gelegenheit (ein einziges Mal) die große, unveröffentlichte Autobiographie des Meisters in die Hände bekam; er fügt sogar hinzu, daß er ihr „die größte Aufmerksamkeit widmete". Nach einer mir gemachten Mitteilung ist die Sache im wesentlichen richtig, wie er sie erzählt, nur daß es nicht in Triebschen und

nicht im Jahre 1871 geschah. Richtig ist aber, daß — wie er selber berichtet — er von seinen gastfreundlichen Wirthen „allein" zu Hause gelassen wurde, allein, in Gesellschaft des kostbaren Werkes. Dürfte man nicht vermuten, diese Zeit sei zum fleißigen Ausschreiben benützt worden? Um so mehr, als doch kein rechter Grund einzusehen ist, warum der Meister solche mündlichen Mitteilungen bisher unbekannter, wirklich interessanter Dinge aus seinem Leben nicht über den Zeitpunkt des Jahres 1839 hinaus sich hätte gestatten sollen. Gerade so weit nämlich, bis zu jener Boulogner Episode, reichen diese auffallenden, so ganz anders und echt klingenden Mitteilungen in Praegers Buch. Als hätte er darüber hinaus keine Muße mehr gehabt, der ihm vertrauensvoll erlaubten Lektüre noch mehr Notizen zu entnehmen, knüpft sein neuntes Kapitel wieder ganz bescheiden bei Wohlbekanntem an, und Wagner „fügt mit Bitterkeit hinzu" oder „antwortet" mit Zitaten aus „Publikum in Zeit und Raum" (Bayr. Blätter 1878, Ges. Sch. X, 136). Das problematische Praegersche „Notizbuch" entbehrt hier offenbar der gediegenen Beihilfe aus dem geheimen Buche für Praegersche „Notizen"*).

---

*) Bei der bekannten Genauigkeit dieses Verfassers wissen wir übrigens nicht einmal, wie weit wir uns auf die Richtigkeit seiner mutmaßlichen Abschrift, oder — wenn man will — Wiedererzählung nach eigenem Ohrenzeugnis, verlassen können. Ein Beispiel: Die Episode mit der Westminster-Abtei und dem Shakespeare-Denkmal ist offenbar einem ganz intimen Bekenntnis entnommen; aber dann lese man, welche Gedanken Praeger

Noch einzelnes zur Beleuchtung jenes „Notizbuches“.

Daß der Geyer in Eisleben auf S. 8 als ein Onkel von Wagners Stiefvater, auf S. 11 als sein Bruder bezeichnet wird — an solche Kleinigkeiten muß man sich bei Praeger gewöhnen, sie kommen zu Dutzenden vor. Was sollen wir aber sagen, wenn wir S. 50 vom „Liebesverbot“ lesen: „Wenig findet man in dieser Oper, was auch nur entfernt den späteren Wagner ankündigt,“ woraus wir entnehmen, daß „Freund Praeger“ die Partitur kennt — und wenn wir dann S. 100 erfahren: „die Partitur zum Liebesverbot ist jetzt, wie man behauptet, im Besitze des Königs von Bayern. Wenn dies so ist, wäre es jedenfalls höchst interessant, die Partitur vergleichungsweise mit späteren Werken durchzugehen — —“. Wo hat das Notizbuch den Kopf gehabt, als es (S. 59) aufzeichnete: Rossinis „Wilhelm Tell“ sei „eine Lieblingsoper Wagners gewesen“?*) und wenn es uns versichert, daß auch diese Lieblingsoper „bald durch Jacob Meyerbeer in den Schatten ge-

---

dem in die Betrachtung des Shakespeare-Standbildes versunkenen Meister in den Kopf legt (S. 74); selbst nach vier Wochen ununterbrochener Seekrankheit kann er unmöglich einen solchen Unsinn gedacht haben — wieviel weniger, wie Praeger versichert, ihn ihm „nach sechzehn Jahren genau wiederholt haben“. Also auch hier ist das Buch wertlos.

*) Dieses Unglück geschah durch die Zusammenstellung mit Aubers „Stummen“; für Wagners Urteile über „Tell“, vgl. u. a. I, 248, III, 327, VIII, 116.

drängt wurde"? Ja, daß, als Wagner 1837 in Königsberg Musikdirektor war, Meyerbeers „Prophet" „besonders vom Publikum geschätzt wurde". Die Uraufführung des „Propheten" fand in Paris am 16. April 1849 statt! Und welches Ammenmärchen hat sich das geduldige Notizbuch (mit verschwiegener Benützung eines Aufsatzes aus der Feder des Londoner Musikschriftstellers Dr. Hueffer) über die Entstehung des „Fliegenden Holländers" (S. 111—115) aufbinden lassen, wo zu guter Letzt, nach der fertigen Komposition des von Heineschen Sprühfunken befruchteten Werkes, das Textbuch in den Besitz der Pariser Oper wandert? Gut, daß Wagner „im Sommer 1866*) in München, zu Tisch", Praeger wenigstens einige Exzerpte aus seiner mehr als zehn Jahre früher gedruckten Schrift über die Aufführung des „Holländers" (V, 208) zum besten gab!

Hier übergehe ich eine ganze Menge Beispiele und erbitte mir einen Augenblick Geduld für eine wichtige Untersuchung. Auf S. 122 tritt August Röckel zum ersten Male auf und spielt dann im Praegerschen Buche für die Zeit von 1843 an bis 1849 die Rolle eines „indirekten Praeger". Er war ein Jugendfreund Praegers, und nun wurde er in Dresden ein intimer Freund Wagners.**)

---

*) Dieser Besuch, den Praeger S. 159 auf 1864 verlegt, fand in Wirklichkeit im Jahre 1865 statt.

**) Natürlich ist Praegers Behauptung, daß „diese zwei Hochbegabten sich eigentlich erst ergänzten" (S. 134) eine ungeheuerliche Übertreibung.

Und da Röckel, nach Praeger's Versicherung, ihm (Praeger) sehr häufig schrieb und ihm „die geringsten Vorfälle, Bemerkungen, Alles aufs Interessanteste wieder erzählte", so fangen gewissermaßen schon hier die persönlichen Erlebnisse an. Praeger versichert uns mit gewohnter Bescheidenheit: „ich ward auf einmal in ihrem Bunde der Dritte." Dieser Theorie widersprechen nun leider drei Tatsachen: erstens, es wird uns über keinen einzigen „geringsten" oder auch nur geringen Vorfall etwas erzählt; alles, was Praeger berichtet, findet man weit ausführlicher und interessanter — und ohne die zahllosen Irrtümer — im Glasenapp; zweitens ist keiner der angeblichen Röckelschen Briefe wirklich von Röckel; drittens liefert uns Praegers Buch selbst den Beweis, daß Röckel sehr selten und kurz an ihn schrieb. Daß Röckel ein korrektes, deutsches Deutsch schrieb, geht zur Genüge aus seinem Buche „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim" hervor; gleich sein erster Brief an Praeger (S. 122) enthält aber Sätze wie die folgenden: „was ganz besonders Deine Perspikazität beweist, ist der Succeß meines Klavierspieles", — „sein hoher Ernst in der Kunst, der (?) eine wahre Religion ist, seine Konviktion, daß das Drama die Kanzel sein sollte — —", „denn vis-à-vis seiner riesigen Intelligenz ist er naiv und lustig wie ein Kind", usw. In diesem selben Stile sind die folgenden Briefe; Röckel hat sie nicht geschrieben, das ist sicher. Außerdem geht aber aus seinem angeblichen Brief vom Mai

1844 (S. 134) hervor, daß er im besten Falle nur selten und kurz schrieb. In diesen zwanzig Zeilen erzählt Röckel nämlich von der Aufführung des „Fliegenden Holländers“ in Berlin, von Wagners Rückkehr dorther, von den Aufführungen des „Hans Heiling“, vom „Sommernachtstraum“, von „Armida“ usw. in Dresden unter Wagners Leitung. Wenn wir uns nun über die (bei Praeger fehlenden) Zeitangaben unterrichten, so finden wir, daß der „Holländer“ in Berlin und „Hans Heiling“ in Dresden im Januar zur Aufführung gekommen waren, der „Sommernachtstraum“ am 9. Februar, „Armida“ am 14. April — kurz, daß diese Zeilen den Bericht über vier ganze Monate darstellen. Also auch hier wieder nur eine elende Legendenbildung; denn entweder hat Röckel wirklich nur so kurz und uninteressant berichtet, oder hat Praeger seine damaligen Briefe nicht aufgehoben.*)

Daß nach dem Bruchstücke eines angeblichen Briefes des Meisters aus dem Jahre 1847 (S. 156) Wagner den Praeger, den er noch niemals getroffen hatte, und den er acht Jahre später mit „Sie“

---

*) Hier muß ich den Leser auf das angebliche Zitat aus der „Mittheilung“, auf S. 133, aufmerksam machen; der Vergleich mit IV, 369—370 zeigt, daß auch hier wieder jeder Satz, fast jedes Wort gefälscht, und daß der Zusatz: „Dieser Leidensgefährte, dieser treue Freund war Röckel!“ eine pure Erfindung ist. Der unvermeidliche „Succeß“ fehlt natürlich auch diesmal nicht, — nimmt sich aber in einem „Zitat“ aus der Mitteilung merkwürdig aus.

anredete, geduzt haben soll, möge für diese Abteilung (da es zu der „Dritten im Bunde"-Märe gehört) einen heiteren Schluß bilden. Denn über das „Notizbuch" sind wir nunmehr wohl genügend aufgeklärt.

Mein nächstes Amt ist eine Beleuchtung des Wertes, den wir Praegers Darstellung der Ereignisse in den Jahren 1848—49 beilegen dürfen.

1849. — Die gesamte Presse hat ein besonderes Gewicht auf Praegers Darstellung der Ereignisse des Jahres 1849 gelegt; namentlich hat sein — scheinbar auf ganz neuen, bisher unzugänglichen Quellen beruhender — angeblicher Beweis, daß Wagner „ein aktiver Mithelfer an der sogenannten 1849er Revolution war, trotz der Mühe, die er sich später gab, dieses zweifelhaft zu machen, zu verwischen, oder doch wenigstens zu etwas ganz Geringem zu verwandeln" (S. 159), lebhaftes Interesse erregt. Es gibt wohl Leute genug, denen es an und für sich völlig gleichgültig dünkt, ob Wagner an der Revolution teilnahm oder nicht, die aber sofort herauswitterten, welches Kapital aus der einen Tatsache zu schlagen war, daß der so hochgepriesene, erhabene deutsche Meister von seinem „intimsten Freunde" als ein Lügner dargestellt wurde, als ein Mann, der sich „Mühe gab", die Wahrheit zu fälschen, ja, Praeger sagt es ausdrücklich auf S. 205, als ein Mann, der „eine Unwahrheit über sich verbreitete".

Mr. William Ashton Ellis hat — unter dem

Titel „1849. A Vindication“ — eine sehr lebendige Skizze der damaligen Ereignisse auf Grund der vielen zeitgenössischen Publikationen entworfen und die gänzliche Unzuverlässigkeit von Praegers Darstellung gezeigt, sowie für manche Einzelheiten den direkten Nachweis ihrer Unrichtigkeit geliefert. Dann erschien Dr. Hugo Dingers Werk: „Richard Wagners geistige Entwickelung“, wo zum ersten Male eine Darstellung der Vorgänge des Jahres 1849 auf Grund einer Einsicht in die in Dresden aufbewahrten Gerichtsakten und außerdem auf Grund eines wirklich sehr anerkennenswerten, eingehenden Studiums der gesamten hierher gehörigen Literatur erfolgte, der damaligen Zeitungen, usw. Und gerade diese Darstellung des Herrn Dinger (der Praegers Buch noch nicht kannte) liefert den dokumentarischen Beweis, daß Praegers Erzählungen teils auf eitlem Geschwätz beruhen, teils erlogen sind. Was schließlich die Bedeutung von Wagners Rede im Vaterlandsverein anbelangt, so ist immer wieder auf IV, 379 hinzuweisen, wo über dieses Ereignis ein für allemal klar und erschöpfend von Wagner selber berichtet wurde.*) Es ist nun nicht meine Absicht, das, was an diesen verschiedenen Orten bereits geleistet wurde, hier zu wiederholen. Ich habe mich einzig und allein mit Herrn Ferdinand Praeger zu beschäftigen.

---

*) Vgl. Bayr. Blätter 1893, V/VI. Stück: H. S. Chamberlain, Richard Wagner und die Politik.

Auf welchen Mitteilungen beruht angeblich Praegers Darstellung? Erstens, wie bei ihm nicht anders zu erwarten ist, auf „wiederholten Erzählungen des Meisters“; zweitens, auf einem Brief Wagners an Eduard Röckel; drittens, auf Briefen August Röckels an Praeger, die dieser nicht tatsächlich anführt, auf die er aber mehr oder weniger deutlich hinweist (vgl. z. B. S. 178 und namentlich S. 185); viertens, auf einem angeblichen Brief der Frau August Röckel; fünftens, auf den Erzählungen eines gewissen Haimberger; sechstens, auf Herrn von Beusts „Aus drei Viertel-Jahrhunderten“. Wie man sieht, wäre also nur diese letzte Quelle eine schon bekannte und uns allen zugängliche; alle übrigen hätten den Reiz und den Wert des Neuen und des unmittelbar Erlebten. In Wahrheit beruht aber Praegers gesamte Darstellung, vom ersten bis zum letzten Worte — mit Ausnahme der späteren kurzen Berufung auf Beust (S. 322) — auf den Berichten zweier Zeugen: auf August Röckels Buch: „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim“*) und auf den gänzlich unkontrollierbaren Erzählungen jenes gewissen Haimberger, der erst mehrere Jahre nach dem Aufstand Praeger in London begegnete, und dessen Beschreibung durch Wagner (Praeger: S. 200) als „halb deutsch, halb Pole“ wenig Vertrauen er-

*) Frankfurt am Main 1865. Zwei Auflagen, beide aus demselben Jahre, sind mir bekannt; das Format ist verschieden, der Text aber unverändert.

weckt. Die vier anderen angeblichen Quellen existieren, wie das Folgende beweisen wird, nur in Praegers Phantasie. Das ist nun eine recht schwache, dünne Grundlage für ein so kühnes Gebäude, für den Nachweis, daß Richard Wagner ein Lügner war. Untersuchen wir zunächst Praegers angebliche, sodann seine wirklichen Quellen.

Ohne Frage wären Wagners eigene Erzählungen an Praeger der wichtigste aller Beiträge, — immer unter der Voraussetzung, daß seine Aussagen stets sofort verzeichnet worden wären. Praeger beruft sich auch gleich auf der ersten Seite, welche diesem Zeitabschnitt gilt (S. 159), auf „Wagner's wörtlich mir gemachte Eingeständnisse". Auf derselben Seite schreibt er noch: „Während der ersten Zeit seines elfjährigen Exils sprach er zu jeder Zeit mit Eifer über die Erhebung in Sachsen und den tätlichen (!) Antheil, den er dabei gezeigt (!), als Krieger (!) wie auch als öffentlicher Redner und politischer Schriftsteller, vor und während der Maitage." Besonders wichtig ist dann, was S. 204 hierüber steht, weil es den genauen Zeitpunkt der angeblichen Erzählungen feststellt: „Noch 1855 wurde die Revolution in allen Phasen von Wagner durchgehechelt und sein Antheil daran ganz frei von ihm besprochen; nicht die geringste Zurückhaltung war damals zu bemerken, im Gegenteil war seine Beschreibung der ganzen Episode und auch seiner aktiven Teilnahme daran äußerst frei und natürlich. Mit den Jahren wurde ihm die

Erinnerung daran immer mehr zuwider."*) Es ist ja nicht nötig die anderen Stellen (z. B. S. 206) alle aufzuzählen, wo Praeger sich nur gelegentlich auf diese „Erzählungen" beruft. Nun hat man bemerkt, daß Praeger in dem zuletzt angeführten Zitat sagt: „mit den Jahren wurde ihm die Erinnerung daran immer mehr zuwider"; und S. 159 teilt er uns mit: „er hatte die Schwäche, selbst gegen mich in späterer Zeit diesen Antheil ganz zu leugnen, oder doch bis aufs wenigste zu verkleinern". Auch hier können wir einen genauen Zeitpunkt feststellen, denn etwas weiter unten, auf derselben Seite, lesen wir: „Diese Umwandlung bemerkte ich zuerst **1864** in München."**) Da aber diese Münchener Begegnung die vierte war, und bei der dritten, in Paris 1860, Praeger den Meister nur flüchtig und inmitten eines riesigen Trubels sah, so kommen überhaupt nur die zwei ersten Zusammenkünfte in Betracht: London 1855 und Zürich 1857 (oder, wie Praeger sich auszudrücken beliebt, 1856); nur in diesen beiden Jahren können die „Erzählungen" stattgefunden haben. Was berichtet aber Praeger selber in bezug hierauf? Kurz vor Mitternacht am 5. März 1855 begegneten sich die beiden Männer zum erstenmale (S. 243). Am

*) In der englischen Ausgabe: „tausend und eine Episoden erzählte er und mit Liebe verweilte er bei jeder Einzelheit" (S. 191).

**) Praeger hat Wagner im Laufe des Jahres 1864 gar nicht gesehen, man muß vermuten, daß er hier 1865 meint.

folgenden Morgen, also am 6. März 1855, an dem allerersten Morgen ihrer Bekanntschaft, gehen sie zusammen aus, und zwar zunächst zu einem Hutmacher, um Wagners „Heckerhut" durch einen mehr städtischen zu ersetzen. Dieser „Heckerhut" galt bei einigen als Abzeichen eines Revolutionärs, und dadurch kam das Gespräch gleich in dem Hutmachergeschäft auf die Revolution. „Doch merkte ich bald," schreibt Praeger (S. 244), „daß die aufrührerischen Tendenzen Wagners durch das Exil bedeutend an Wärme abgenommen haben mußten!" Noch im Laden erwidert der Meister barsch auf Praegers Erkundigungen nach Röckel: „Ach, diese Wühler sind nie zufrieden, als bis sie alles von innen nach außen gekehrt haben; vielleicht versucht Röckel jetzt die Gefangenwärter zu republikanisieren!" (S. 245). Diese Antwort verursachte Praeger „ein schmerzhaftes Zucken im innersten Herzen", und er fügt zum Schlusse noch folgenden wichtigen, ja entscheidenden Satz hinzu: „ich muß bekennen, daß diese Veränderung in Wagner's Ansichten mich **jedesmal** peinlich berührte, wenn vom Jahre 1849 die Rede war". In der englischen Ausgabe (S. 230) spricht Praeger von der „bitteren Enttäuschung", die er bei dieser Gelegenheit empfand. Daß Praeger von einer „Veränderung" spricht, ist offenbar ein logischer Fehler, da man unmöglich an einem Menschen, den man zum ersten Male sieht, eine „Veränderung" bemerken kann; er hat sagen wollen: Wagner war nicht so, wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Wichtig

ist es aber, zu beachten, daß diese „Veränderung", welche Praeger an dem ersten Tage seiner Bekanntschaft mit Wagner im Jahre 1855 bemerkt, identisch ist mit jener „Umwandlung", welche er zehn Jahre später in München 1865 wieder bemerkte. Seine vorgefaßten Ansichten scheinen ein beharrliches Dasein geführt zu haben. Für unsere augenblickliche Untersuchung ist nun vor allem von Wert, daß Wagner bei seiner allererstenBegegnung mit Praeger im Jahre 1855 nicht gern von der Revolution sprach, daß er Praeger nur „verdrossen" antwortet, und daß die angebliche „Veränderung in Wagners Ansichten" diesen schon damals „jedesmal peinlich berührte, wenn vom Jahre 1849 die Rede war". Es war also nicht im Jahre 1855, daß der Meister „mit Eifer über den thätlichen Antheil, den er als Krieger gezeigt", usw. sprach, und wo er „mit Liebe bei jeder Einzelheit verweilte". Es muß also später, bei dem Besuch in Zürich gewesen sein. Dort war die Gelegenheit eine gute, denn Praeger lernte dort Semper kennen, „welcher ein alter Freund Wagner's war und mit ihm in dem sächsischen Aufstande an der Spitze (!) der revolutionären Bewegung gestanden hatte" (S. 322). Praeger erzählt: „ich brachte Semper dazu, den ganzen Verlauf der Sache durchzusprechen, trotzdem ich wohl sah, wie wenig Interesse Wagner an der Beschreibung nahm".*) „Es war ganz

*) Praegers infamen Kommentar lasse ich hier absichtlich aus, als zu unserer jetzigen Frage nicht gehörig.

klar und deutlich, daß Wagner den (soll heißen seinen) Antheil an dem Aufstande verringern wollte". (S. 322). Also auch in Zürich (gleichviel ob 56 oder 57) bezeugte Wagner „wenig Interesse" für Gespräche über das Jahr 1849. Die Behauptung aber, daß Wagner „seinen Anteil an dem Aufstande habe verringern wollen", ist ein noch ärgerer Verstoß gegen die Elemente des logischen Denkens, als die angebliche „Veränderung" im vorigen Falle. Denn Praegers Behauptung, daß Wagner überhaupt einen Anteil an dem Aufstand hatte, stützt sich in erster Reihe, wie wir sahen, auf „die ihm wörtlich gemachten Eingeständnisse", auf die Tatsache, daß „Wagner seinen Anteil an dem Aufstande ganz frei besprochen habe". Nun sehen wir aber, daß Wagner gleich bei den ersten, frühesten Begegnungen mit Praeger „seinen Anteil an dem Aufstande verringern wollte". Da können wir wirklich mit Beckmesser ausrufen: „Wo beginnen, da wo nicht aus noch ein?" Hiermit glaube ich den strengen und lückenlosen Beweis geführt zu haben, daß die „Erzählungen" Wagners, auf die Praeger sich in erster Reihe und mit besonderer Feierlichkeit, als auf die wichtigste Grundlage seiner ganzen Darstellung der Vorgänge des Jahres 1849 und von Wagners Beteiligung an ihnen beruft, eine erlogene Erfindung des Autors sind.

Das nächstwichtigste Zeugnis für Praeger ist der angebliche Brief des Meisters an Eduard Röckel (S. 200), „ein Autograph Wagners, welches keinen

Zweifel in dieser Hinsicht*) mehr zuläßt". Das dieses angebliche Autograph nicht von Wagner sein kann, habe ich schon in einem früheren Teile dieses Aufsatzes gezeigt.**) Niemand, der diesen Brief sorgfältig liest, wird meiner Behauptung widersprechen, daß kein einziger Satz von Wagner ist. Man weiß nicht, was man denken soll: hat Praeger vielleicht vor Jahren einen tatsächlichen Brief des Meisters an E. Röckel gesehen und sich hier einen neuen nach dem Gedächtnis zusammengestellt? oder hat er ein Original „frei bearbeitet"? Und was soll man zu den Abweichungen in der englischen und der deutschen Fassung sagen? Lauter unlösbare Fragen. Nur auf eines will ich hier aufmerksam machen: daß der Meister in diesem angeblichen Briefe und mit Bezug auf eine höchst wichtige Frage, sich im Laufe weniger Zeilen direkt widerspricht. S. 201, unten, lesen wir: „Erst am vierten Tage des Ausbruchs in Dresden sah ich ihn (nämlich August Röckel) am Montag Morgen zum ersten und letzten Male"; S. 202, oben, steht: „Ich wurde von allen Seiten mit Fragen nach August bestürmt, hatte ihn aber selbst seit Montag Abend nicht mehr gesehen." Nun steht es nach den gerichtlichen Akten fest, daß Wagner und Röckel sich während des ganzen Aufstandes nur ein einziges Mal begegneten, und

*) Nämlich in bezug auf Wagners Beteiligung am Aufstand.

**) Vergl. 67 ff.

zwar am Montagabend, „kurz nach der Pechsiederei“ (vergl. Hugo Dinger, S. 184 und 209); nach dem zweiten Auszug aus diesem angeblichen Briefe Wagners wird der Zeitpunkt — Montagabend — bestätigt, und nach dem ersten Auszug die Tatsache der nur einmaligen Begegnung. Hat aber Wagner Röckel nur ein einziges Mal getroffen, und zwar am Montagabend, wo die „rauch- und pechgeschwärzte Gestalt Röckel's ihn abschreckte“*) (da dieser eben vom Pechsieden kam), so erweist sich die Erzählung bei Praeger (S. 186) wo Röckel am Sonntag dem Meister auf einer Barrikade begegnet, als unwahr, und es steht fest, daß die ganze Geschichte auf S. 188, wonach: „Röckel sich mit Wagner beriet, und Beide kamen überein: daß man irgend ein leicht anzusteckendes Material haben müsse, welches beim Andrang des Militärs in Brand gesteckt werden müsse“, eine infame Erfindung ist. Über den Vorgang mit den „Pechkränzeu“, der, ganz abgesehen von der hinzugedichteten Beteiligung Wagners, von Praeger auch in anderen wesentlichen Punkten falsch erzählt wird, kann man sich in Röckels Buch, (S. 63) ausführlich informieren. Hier lag mir einzig daran, nachzuweisen, daß es einen gewaltigen Unterschied macht, ob Wagner Röckel „zum ersten und letzten Male“ am Montagmorgen oder am Montagabend sah; daß er sich in bezug auf einen so wichtigen Punkt im Verlaufe von zehn Zeilen

*) Dinger: Richard Wagners geistige Entwickelung, S. 184.

direkt widerspricht, ist unerklärlich, und die Vermutung liegt nahe, daß jene Worte „am Montag Morgen“ eine erläuternde Einschaltung von fremder Hand sind. Wir haben, wie der Leser sieht, Gründe genug, das Zeugnis dieses angeblichen Briefes zu verwerfen.*)

An der Existenz von Briefen Röckels an Praeger über den Aufstand haben wir allen Grund zu zweifeln. Während des Aufstandes kann Röckel ihm unmöglich geschrieben haben, und hernach scheinen die beiden Männer in keinerlei Verbindung gestanden zu haben, da Praeger immer jeden (vergl. S. 245 und 322) um Nachricht über Röckel angeht. Die Schilderung des Aufstandes bei Praeger ist nicht nach Briefen Röckels, sondern einfach nach Röckels Buch, nur gekürzt, des Lebensvollen beraubt und stellenweise gefälscht. Hierhin rechne ich auch die Behauptung auf S. 194: „Die offizielle Gerichtsverhandlung liegt vor mir“. Dinger hat nur infolge einflußreicher Verbindungen die gerichtlichen Akten im sächsischen Justizministerium durchsehen können; das war schon eine große Vergünstigung; wer wird glauben, daß man sie einem obskuren Klavierlehrer nach London zugesandt hat? Diese Behauptung ist einfach dummdreist. Herrn Praeger hat in bezug auf die Gerichtsverhandlung gar nichts weiter vorgelegen, als Röckel: „Sachsens Erhebung“, S. 93 (erste Auflage S. 224), und was da steht, hat er

*) Näheres über diesen Brief findet man weiter unten.

in einigen wesentlichen Punkten gefälscht, um den Namen Wagner, der in den acht Anklagepunkten gegen Röckel nirgends vorkommt, auch hier einzuschmuggeln.*)

Seite 191 beruft sich Praeger auf „einen ihm zugekommenen Brief von der Frau Röckels". Was er aber da erzählt, ist nur gekürzt und mit einer oder zwei Praegerschen Redefloskeln versehen, im übrigen aber wörtlich nach Röckel (S. 76 und 77).

Eine sehr große Rolle — ja, eigentlich die wichtigste Rolle — spielen in Praegers Schilderung die Erzählungen jenes Jünglings — halb deutsch, halb Pole — namens Haimberger. Zunächst überkommt einen da das Gefühl der Hilflosigkeit, denn man steht vor einer gänzlich unkontrollierbaren „Autorität". Daß er Haimberger heißt und Schüler von David und Hellmesberger ist (S. 201), zeugt noch immer nicht dafür, daß man sich auf die strikte Genauigkeit seiner — ein paar Jahre später erfolgten — Berichte verlassen kann; und nun müssen diese unkontrollierbaren Berichte uns erst durch Herrn Praeger vermittelt werden, über dessen Genauigkeit und Zuverlässigkeit wir bereits im klaren sind. Zum Glück sind wir aber doch in der Lage, diesem Herrn Haimberger auf dem harten, festen Boden der Tatsachen beizukommen. Daß er unserem deutschen Meister „eine fast orientalische Genuß-

*) Die Anklagepunkte in dem Verfahren gegen Röckel findet man auch bei Dinger (S. 217).

begierde“ zuschreibt (S. 187), darüber wollen wir nicht mit ihm rechten, da hier offenbar eine Verwechselung mit Herrn David oder Herrn Hellmesberger vorliegt; zwei arge Verstöße gegen die Wahrheit können wir ihm aber dokumentarisch nachweisen. S. 186 wird erzählt, Haimberger sei der erste Mensch gewesen, auf den Röckel bei seiner Ankunft in Dresden stieß, der ihm dann alles erzählen mußte, usw. Daß Röckel in seiner detaillierten Schilderung so etwas auslassen sollte, ist gar nicht denkbar; er erwähnt aber nirgends auch nur den Namen Haimberger.*) Wichtiger ist aber, was S. 188 folgt: Röckel soll einen Zuzug vom Lande in die Stadt hereinholen und erwählt sich Haimberger als Begleiter, Röckel wird gefangengenommen, Haimberger entkommt. Diese ganze Geschichte ist unwahr; Haimberger war gar nicht dabei. Der Kommunalgardeoffizier von Zychlinsky hatte den Befehl, einen Zuzug nachts in die Stadt hineinzuführen; „da er jedoch der Gegend nicht ganz kundig war“, so begleitete ihn Röckel, der sie „auf seinen Spaziergängen öfter durchstreift hatte“; diese beiden Männer waren allein; Röckel wurde gefangengenommen, von Zychlinsky entkam (vgl. Röckel S. 65 und 93). Haimberger hat aber sich wichtig machen wollen und hat zu diesem Behufe einfach

*) Vgl. Röckel S. 59. — Auch S. 184 spricht Praeger vom Haimberger, als hätte dieser eine entscheidende Rolle gespielt, wo Röckel bei Erzählung des betreffenden Vorganges (S. 57) seiner gar nicht erwähnt.

erfunden. Hierdurch erweist sich sein Zeugnis überhaupt als wertlos.

Es bleibt noch die Berufung auf Beust (S. 322). In seinem Buche „Aus drei Viertel-Jahrhunderten" stellt Graf Beust zwei Behauptungen hin mit Bezug auf Richard Wagner: dieser hätte die Brandlegung des Prinzenpalais angeraten und versucht, und er wäre in contumaciam zum Tode verurteilt worden. Es ist ein großes Verdienst Hugo Dingers, daß er den unumstößlichen, aktenmäßigen Nachweis erbracht hat, an diesen beiden Behauptungen sei kein wahres Wort. Bezüglich der Brandlegung liegt erwiesenermaßen eine Verwechselung mit dem Konditorgehilfen Woldemar Wagner vor; und was die Verurteilung anbetrifft, auf welche Praeger sich immer wieder triumphierend als auf ein unumstößliches Argument beruft (S. 159, 160, 164 usw.), so hat kein Geringerer als das Königliche Amtsgericht zu Dresden offiziell bescheinigt, daß „eine Verurtheilung des königlichen Kapellmeisters Richard Wagner in keiner Weise stattgefunden hat" (Dinger, S. 191, 192). Ob Beust absichtlich oder unabsichtlich Unwahres über Wagner behauptet hat, kann uns hier gleichgültig sein; einer hat aber wissentlich gelogen, und das ist Praeger, der S. 159 von „dem Prozeß, auf den die Verurtheilung Wagners sich stützte", wie von einer ihm sicher bekannten Tatsache spricht, und gar (S. 194) behauptet, die „Verhandlung", welche „auch Wagner beträfe", läge vor ihm.

Das Ergebnis dieser ganzen Untersuchung ist, daß von den von Praeger selbst angegebenen sechs Quellen vier auf Erfindung beruhen, und die zwei übrigen — Haimberger und Beust — nicht das geringste Vertrauen verdienen. Es bleibt noch übrig, einige Worte über die Art und Weise zu sagen, in welcher Praeger Röckels Buch „Sachsens Erhebung und das Zuchthaus zu Waldheim“ (seine unerwähnte, aber wahre Quelle) benutzt hat.

Zunächst ist es ein Beweis von unglaublicher Indolenz, die Beschreibung so verwickelter, hastiger Vorgänge nach einem einzigen Zeugen zu geben, selbst wenn dieser, wie Röckel, ein guter, zuverlässiger Zeuge ist. In den bekannten und leicht zu erhaltenden Schriften von Montbé, Walbersee, Schladebach, Meisel u. a. hätte Praeger manches gefunden', was bei einer Gesamtschilderung nicht fehlen durfte.*) Statt dessen hat er einzig und allein Röckels Schrift zur Hand genommen und aus dieser — in kurzen Auszügen — abgeschrieben. Ein ganz sicherer Beweis davon ist, daß die Mitteilungen in genau derselben Reihenfolge wie bei Röckel aufeinander folgen, und daß niemals (außer wo Praeger Richard Wagner hineinzerrt) irgendeine Einzelheit bei Praeger zu finden ist, die bei Röckel fehlt, obwohl die obengenannten Schriften manches Interessante enthalten, das man vergeblich bei Röckel sucht. Die ganze Schilderung

*) Die meisten sind in der Bibliothek des British Museum vorhanden, also auch einem Londoner, wie Praeger, zugänglich.

auf S. 182, 183, z. B., ist Punkt für Punkt dem Buche Röckels, S. 21—31, entnommen; für das Pittoreske sorgen nur auch hier wieder die uns bekannten Formeln: „schrieb mir Röckel", „hörte ich wieder", usw. Aber auf S. 183 kommt zum ersten Male in diesem Kapitel der Name „Wagner" vor, und zwar gibt es Praeger die Gelegenheit zu einer schamlosen Fälschung. Praeger erwähnt nämlich hier, dieses einzige Mal, Röckels Schrift; er sagt: „In einer Beschreibung dieser aufgeregten Zeit, welche Röckel auf meinen Rath*) später publizierte, erzählte er, daß Wagner Kunde bekam, sein Freund solle nach der Sitzung gefangen genommen werden; er eilte deshalb gleich zur Versammlung und rief seinen Freund heraus, usw., usw." Also dieses eine Mal, und um seine Behauptung zu bekräftigen, um es zu verhindern, daß irgend jemand ihre Richtigkeit bezweifle, beruft er sich auf Röckels Schrift; er scheint gedacht zu haben, niemand werde sich die Mühe geben, die Richtigkeit dieses Hinweises zu prüfen, — der Erfolg wäre also sicher. Nun bitte ich aber den Leser, Röckels Buch dort aufzuschlagen, wo das zweite Kapitel „Eigene Erlebnisse" beginnt (erste Aufl. S. 143, zweite Aufl. S. 56), und wo die betreffende Episode und die Abreise Röckels nach Prag ausführlich erzählt wird;

*) Eine höchst unwahrscheinliche Behauptung; nirgends ist Praeger in der Schrift genannt, und wir wissen, daß die beiden Männer später in gar keiner Verbindung miteinander standen.

der Name Wagner kommt gar nicht vor!*) — Zum zweiten Male steht der Name Wagner auf S. 185, und hier treffen wir eine womöglich noch unverschämtere Fälschung an. In Röckels sehr ausführlichem Bericht, gespickt mit den Namen aller Männer, die von nah oder fern mit dem Aufstande etwas zu tun hatten, kommt der Name Richard Wagner nur an zwei Stellen vor, sonst nirgends. Die zweite Stelle (S. 82) ist belanglos; die erste dagegen sehr wichtig (S. 58, erste Aufl. S. 146). Auf S. 185 nun gibt Praeger eine Paraphrase des ganzen betreffenden Absatzes, aber indem er, wo es ihm für seine These paßt, Röckel andere Worte in den Mund legt; die obligate Begleitungsfigur: „Ich habe Briefe vor mir — — ich zitire hier Folgendes" fehlt natürlich auch hier nicht. Was läßt er nun Röckel sagen? „Kaum war ich erst drei Tage in Prag, als ich schnell zurückberufen wurde, indem ein unerwarteter Ausbruch stattgefunden hatte. Richard Wagner, dessen jahrelange Verfolgung durchaus nicht ihre Erklärung in der Tatsache findet, daß er nicht den Unterschied verstanden habe, welcher zwischen seinen Berufspflichten als königl. Kapellmeister und auf der andern Seite als Bürger ihm oblagen, und der als Kapellmeister nicht die Bürgerpflicht aufgeben wollte, war längst durch die bis dahin noch gänzlich unerfüllten Versprechen von 1848 außer

*) Daß auch Haimberger, der bei Praeger überall eine wichtige Rolle spielt, nicht genannt wird, sei nebenbei erwähnt.

sich." Was aber schreibt Röckel in Wahrheit? „Ich war kaum drei Tage in Prag gewesen, als mich die gänzlich unerwartete Nachricht von den in Dresden eingetretenen Ereignissen wieder fortrief. Richard Wagner — dessen spätere langjährige Verfolgung ihren einzigen Grund nur in dem Zorn darüber haben konnte, daß er zwischen Berufspflicht und Gewissen zu unterscheiden und auch als königlicher Kapellmeister noch frei zu denken wagte — hatte sich längst im tiefsten Mißmut von der mit so lebhafter Begeisterung begrüßten Erhebung des Jahres 1848 wieder abgewendet und Trost für die bittere Enttäuschung in seinen künstlerischen Entwürfen gesucht."*) Wer hier noch nicht die Überzeugung gewinnt, daß dieser ganzen Schilderung Praegers, diesem ganzen lügenhaften Aufbau, eine bestimmte, böswillige Absicht zugrunde liegt, — dem ist nicht zu helfen. Und dennoch kann ich nicht umhin, noch auf die letzte, ebenso schamlose Fälschung des Röckelschen Berichtes aufmerksam zu machen. Auf S. 93 seines Buches (S. 224 der ersten Aufl.) führt Röckel die acht Anklagepunkte an, welche gegen ihn vorgebracht wurden, und auf Grund welcher seine Verurteilung erfolgte.**) Praeger schreibt nun (S. 194): „Die

*) Die Meistersinger (leise für sich):
„Ja wohl! Ich merk'! 's ist ein ander Ding,
ob falsch man oder richtig sing'!"

**) Wie schon erwähnt, findet man sie auch bei Dinger (S. 217.)

offizielle Verhandlung liegt vor mir, und da sie ebensowohl Wagner betrifft, will ich hier reproduziren (!), was Beide angeht. Die Anklage enthielt acht verschiedene Punkte: — —." Und nun zählt Praeger sie auf; ganz genau ist keiner wiedergegeben, aber annähernd; als letzten Punkt schreibt er aber: „daß er (Röckel) mit im Komplott war, die rechtmäßige Obrigkeit über den Haufen zu werfen, welches aus dem Wagnerschen Briefe nach Prag herauskalkuliert wurde, den man bei ihm fand". Vom ersten bis zum letzten Wort ist das eine pure Erfindung Praegers! In keinem einzigen der acht Anklagepunkte ist von Wagner die Rede, noch von seinem Brief nach Prag, noch von einem „Komplott". Also wiederum eine berechnete, zielbewußte, kaltblütige Lüge. — Was den berühmten Brief Wagners an Röckel nach Prag anbelangt, jenes wichtige Dokument, welches wohl das einzige wirklich belastende Moment gegen Wagner bildete*), und zwar nur infolge einer Mißdeutung, wie Röckel ausdrücklich versichert**), so kennt bis heute überhaupt kein Mensch seinen genauen Wortlaut. Röckel selber

*) Dinger teilt mit (S. 182), daß erst auf den in diesem Brief geschöpften Verdacht hin, er sei Mitglied einer Verschwörung, der Steckbrief gegen Wagner erlassen wurde.

**) S. 59 schreibt er: „Die beliebte Deutung dieser, für Wagner's ferneres Schicksal so folgenschweren Äußerung ist nur ein einzelnes Beispiel jener zahlreichen Fälle, in denen man das Verlangte zu finden wußte, wie und wo es nur immer gewünscht wurde." Natürlich erwähnt Praeger dieser Äußerung Röckels mit keiner Silbe.

konnte ihn in seiner Schrift nicht angeben, da der Brief gleich bei seiner Verhaftung ihm abgenommen worden war, und bei den übrigen Akten in Dresden ist er nicht vorhanden (Dinger, S. 182). Nur Praeger — der Glückliche! — weiß genau, was in dem Briefe stand; er zitiert ihn zwischen Anführungsstrichen. Aber ein kleines Unglück ist ihm dabei doch passiert: er zitiert ihn nicht einmal, sondern viermal (S. 185, 191, 192, 205), und — jedesmal ist der Wortlaut verschieden.*)

In welcher Weise Praeger die einzige gute, sichere Quelle, aus der er schöpfte, benützt hat, das hoffe ich jetzt hinreichend klar dargelegt zu haben.

Aus der Menge des bisher unerwähnt gebliebenen Falschen noch zwei oder drei bezeichnende Einzelheiten.

Mit seiner Rede im Vaterlandsverein hat Wagner zeigen wollen, „daß das Königtum immer der heilige Mittelpunkt bleiben könnte" (Brief Wagners vom 18. Juni 1848), er hat das Königtum vom Konstitutionalismus erlösen wollen; Praeger betitelt diese Rede ganz einfach „Die Abschaffung der Monarchie" (S. 205) und wiederholt bei jeder Gelegenheit, Wagner habe „die Abschaffung des Königthumes angeraten"! (S. 160, 163, 199 usw.) — Praeger berichtet (S. 197): „Als

*) Inzwischen ist es den Bemühungen Hugo Dingers gelungen, diesen Brief den geheimen Gerichtsarchiven zu entreißen. Siehe weiter unten.

er sah, daß alle Häupter der Bewegung gefangen genommen waren und daß nichts mehr zu hoffen sei, dachte er auf seine eigene Sicherheit." Es ist dagegen bekannt, daß Wagner sehr schwer zur Flucht bestimmt wurde, da er schon damals behauptete, „er sei nur Neugieriger gewesen"*). — Charakteristisch ist, daß Praeger (S. 198) nicht den wirklichen Steckbrief vom 16. Mai 1849 mitteilt**), der, wie Dinger mit Recht bemerkt, „sehr mild und liebenswürdig abgefaßt ist", so daß man sich sogar allgemein in Dresden darüber lustig machte, und der außerdem drei Tage von der Polizei zurückbehalten wurde, wodurch Wagner die Zeit zur Flucht gewann. Praeger wählt dagegen die von Beust veranlaßte „Bekanntmachung" des Jahres 1853, weil sie für seinen „Freund" ungünstiger lautet. (Genommen hat er sie übrigens aus Glasenapp I, 279, den er stets des „Beschönigens" anklagt.) — Auf S. 205 gibt schließlich Praeger eine gedrungene Übersicht der Ergebnisse seiner unparteiischen, wahrheitsliebenden Schilderung; er stellt links und rechts, unter je drei Punkten, verschiedene angebliche Behauptungen Richard Wagners einander gegenüber, die sich in der Tat widersprechen, und versichert: „das rechte Licht auf die Sache werfen zu wollen, damit Andere ihre eigene Meinung daraus schöpfen

*) Vergl. Dinger, (S. 187).

**) Man findet diesen in Ashton Ellis „Vindication", S. 43; deutsche Ausgabe: „1849" (Leipzig, Reinboth) S. 31; außerdem bei Dinger.

mögen" — (das soll heißen: damit auch andere die Überzeugung gewinnen, daß Wagner ein Lügner war). Es ist aber jeder eizelne Punkt, sowohl links wie rechts, eine Fälschung! Zu denen, die wir schon kennen (Rede über „Die Abschaffung der Monarchie" usw.) kommt hier eine neue, welche fast die gesamte deutsche Presse nachgedruckt hat. Punkt 1, rechts, lautet: „In ‚Einer Mittheilung an meine Freunde' 1851 heißt es: „Ich habe mich wirklich nie mit Politik abgegeben"*). (Man merke sich: 1851 — „Nie mit Politik."—) Die zitierten Worte kommen aber nirgendswo in der ganzen „Mittheilung" vor. Dagegen schreibt Wagner daselbst (IV, 377), als er im Verlaufe seiner Lebensschilderung bis zum Jahre **1848** hingelangt ist, und nun über dieses Jahr zu berichten beginnen will: „Nie hatte ich mich eigentlich mit Politik beschäftigt." Man sieht also, nicht bloß ist das Zitat gefälscht, sondern jene ausdrückliche Erwähnung des Jahres 1851, in welchem die „Mittheilung" geschrieben wurde, geschieht mit der perfiden Absicht, den Leser noch sicherer irrezuführen, indem dieser glauben muß, Wagners Worte bezögen sich auf seinen Lebenslauf bis 1851, während in der „Mittheilung" die Worte „Nie hatte ich mich — —" die Zeit vor 1848 betreffen und die Einleitung bilden zu einer

*) Herr Hanslick übertrumpft noch Praeger, denn er schreibt diese Worte als etwas Allbekanntes ab! Und er fügt streng hinzu: „Das gerade Gegenteil ist wahr." (Neue Freie Presse vom 21. 7. 92.)

Schilderung der Umstände, durch welche des Meisters Aufmerksamkeit von nun ab, gerade 1848, auf die Politik gelenkt wurde!*)

Welchen Wert kann man Praegers Darstellung der Ereignisse in den Jahren 1848/49 und der Beteiligung Richard Wagners an ihnen beilegen? Diese Frage hatte ich mir vorgenommen, möglichst gründlich und klar zu beantworten. Ist mir das gelungen, so brauche ich das Ergebnis hier nicht erst noch zu formulieren.

Praegers Begegnungen mit Wagner. — Ob noch ein ernster Leser mir weiter wird folgen wollen? Vielleicht doch; denn wenn ein Mann wie Praeger uns überhaupt etwas Interessantes über einen Mann wie Richard Wagner mitteilen kann, so wären gewiß persönliche Begegnungen die einzige Veranlassung hierzu. Ich will auch nicht leugnen, daß in Praegers Schilderungen seiner persönlichen Erlebnisse hier und da eine Einzelheit unsere Aufmerksamkeit verdient. Leider wiegt aber das nachweisbar Falsche so vor, Praeger ist so sehr von der einen Sorge beseelt, sich selbst überall in den

*) Hätten die Herren Praeger, Hanslick und Konsorten in ihrem vielbeschäftigten Leben die Zeit gefunden, Wagners Schriften wirklich zu lesen, so hätten sie jenem geschickt fabrizierten Zitat gegenüber die Worte des Meisters drucken können: „Wer sich unter der Politik hinwegstiehlt, belügt sich selber."

Vordergrund zu schieben, auf Kosten der Wahrheit, und die Urteile, die er über Wagner „wie er ihn kannte“ einzustreuen beliebt, sind zum Teil so albern, zum Teil so widersprechend, daß es ein recht mühseliges Beginnen ist, das bißchen Weizen von der vielen Spreu zu scheiden. Mein Amt hier ist beschränkter; ich will nur davor warnen, daß Praeger jemals als „historische Quelle“ benützt werde. Darum nehme ich mir im Folgenden nur vor, darauf aufmerksam zu machen, daß bei der Schilderung einer jeden der acht oder neun Begegnungen Praegers mit Wagner nachweisbar falsche Behauptungen, ja zum Teil absichtliche Verdrehungen der Wahrheit vorkommen. Diese Darlegung geschieht mit Auswahl aus einem voluminösen Material; sie soll also nicht etwa als eine Aufzählung der historischen Irrtümer bei Praeger gelten, sondern als ein an einzelnen Beispielen dargetaner Nachweis einer so gänzlichen Unzuverlässigkeit, daß kein ehrlicher Forscher sich jemals in Zukunft auf diesen Namen berufen wird.

Praeger begegnete Wagner zum ersten Male 1855. Ehe er aber diese Begegnung schildert, widmet er nach seinem Bericht über die Vorgänge des Jahres 1849 noch zwei Kapitel dem Leben des Meisters in Zürich und seinen in jener Zeit entstandenen Schriften, oder vielmehr seinem „Judenthum in der Musik“, denn dieser Broschüre schenkt er zwölf volle Seiten, den ganzen übrigen Werken zusammen („Oper und Drama“, „Kunstwerk der Zukunft“ usw.) drei Zeilen.

Über diese zwei Kapitel einige Worte im Vorübergehen. Sie sind gespickt mit Irrtümern. Der unterhaltendste ist die Angabe, daß die „Meistersinger" im Jahre 1831 begonnen, im Jahre 1862 beendet wurden (S. 212). — Nicht ganz so harmlos ist die Aufzählung (S. 214) der Opern, die der Meister in Zürich persönlich dirigiert haben soll. An verschiedenen Stellen seines Buches versucht nämlich Praeger seine Leser glauben zu machen, Wagner habe eine besondere Vorliebe für Rossini und Meyerbeer gehabt; auch hier verfolgt er diesen Zweck mit folgender Liste: „Robert, Hugenotten, Tell, Jüdin und Regimentstochter". Diese Liste der angeblich vom Meister dirigierten Opern betrügt sowohl durch das, was sie verschweigt, wie durch das, was sie sagt; denn wenn wir Wagners Brief an Uhlig, Nr. 18, Glasenapps Biographie (I, 325) und die interessanten Mitteilungen in der „Allgemeinen Musik-Zeitung" vom 22. Mai 1885 zu Rate ziehen, so erfahren wir, daß Wagner in Zürich den „Don Juan", den „Freischütz", die „Weiße Dame", den „Fidelio" und den „Wasserträger" dirigierte; das sind allerdings auch genau fünf Opern, aber andere. Dazu kommt noch sein eigener „Fliegender Holländer". Daß der Meister außerdem kein einziges anderes Werk dirigiert habe, vermag ich allerdings nicht mit Bestimmtheit zu behaupten; sein Brief an Uhlig gibt uns aber genauen Bericht darüber, welche Opern er noch bereit war zu übernehmen: „Mir bleiben noch 3 Mozartische, — vielleicht die Euryanthe —

und die wenigen Opern aus der französischen Schule bis Boïeldieu — also von Méhul, Cherubini usw. — übrig." *)

Was nun Wagners Stellung dem Judentume gegenüber anbelangt, so bekennt sich Praeger offen (S. 219) als „einen teilweise gänzlich Andersdenkenden". Es ist vielleicht nicht schlecht, wenn mancher Anhänger von Bayreuth zum Nachdenken darüber angeregt wird, warum wohl der Meister mehrfach treue Freunde unter den Juden gefunden hat, Leute, die den stolzen Germanen als Beispiel dienen könnten, namentlich mit Bezug auf ihre schnelle Erkenntnis der gewaltigen Bedeutung Wagners. Nur übertreibt Praeger so arg, daß er unwillkürlich Widerspruch hervorruft. Durch die einseitige Hervorhebung jeder jüdischen Bekanntschaft bekommt der Leser den Eindruck, Wagner habe fast nur mit Juden verkehrt; Praeger spricht auch von seinem „steten Zusammensein mit Israeliten bis zu seinem Ende" (S. 89). Auch sonst scheint sich Praeger zum Anwalt der Juden berufen zu fühlen; er versichert, „daß die Juden in irgend einem Lande, in dem sie wohnhaft sind, ganz besonders patriotisch und national gesinnt sind" (S. 222); will er sich über die Grundeigentümlichkeiten des angelsächsischen Charakters

*) Von großem Interesse ist auch die vollständige Liste aller von Wagner in Zürich dirigierten Orchesterwerke (Allg. M.-Ztg. wie oben); er hat ausschließlich Werke von Haydn, Mozart, Gluck, Beethoven, Weber und sich selbst zur Aufführung gebracht.

unterrichten, so erkundigt er sich bei Disraëli (S. 72) usw.*) In dieser Beziehung begegnen wir (S. 77) einer wirklich haarsträubenden Behauptung: Haydn, Mozart und Weber halte man „ganz allgemein" für Juden! Zwar bezeichnet Praeger diesen Glauben als einen Irrtum; aber ich meine, wir müssen auf der Hut sein, sonst stempelt sie der nächstfolgende Praeger schon endgültig dazu.**)

London 1855. Durch Wagners Brief vom 8. Januar 1855 (S. 236) trat Praeger zum ersten Male in seinem Leben in Verbindung mit dem Meister. Schon diese einfache Tatsache hat Praeger durch eine allmähliche Legendenbildung zu verwischen gewußt. Wagner folgte 1855 einem Rufe der Londoner „Philharmonischen Gesellschaft". Sein Name war in London schon bekannt; gerade in der Philharmonischen

---

*) Von den Londoner Juden gilt folgender Satz (S. 222), dessen Sinn noch kein Mensch ergründet hat: „Hier war ein Mr. Salomons Alderman der City und später selbst Lord Mayor, welches die höchste Würde in der City ist, ebenso wie auch der selbe Jude und noch verschiedene andere Parlamentsmitglieder waren."

**) Bei Wagner haben wir dasselbe Unglück vorderhand nicht zu befürchten, denn Praeger versichert: „Wagner versteckte sich hinter seine deutsche Geburt" (S. 222). Dort ist er hoffentlich vor solcher „ganz allgemeinen Ansicht" ge- und verborgen. (1908. — Doch nicht. Inzwischen ist die Märe aufgekommen, Wagner sei Geyers Sohn, und dieser gutdeutsche Mann aus der Lutherstadt Eisleben wird ohne weiteres zum Juden gemacht.)

Gesellschaft war seine „Tannhäuser"-Ouvertüre vor nicht langer Zeit zur Aufführung gelangt (Brief von Liszt, II, 51); und da das Komitee sich nach einem neuen Dirigenten umsah und es in seiner Mitte einen Mann wie Sainton zählte, der bereits das „Kunstwerk der Zukunft" und „Oper und Drama" gelesen hatte und Wagner „feurig ergeben" war, so kann die Berufung Wagners weder Verwunderung verursachen, noch bedarf sie vieler Erklärungen. Daß Sainton „die Berufung veranlaßt" habe, sagt der Meister ausdrücklich (Brief an Liszt vom 16. Mai 1855, II, 74), und damit ist diese Frage definitiv entschieden.*) Der Sekretär der Gesellschaft (Hogarth) schrieb in den letzten Tagen des Dezembers 1854 an Wagner; Wagner beantwortete diese vorläufige Frage noch am selben Tage und schrieb zugleich an Liszt, er solle ihm schnell Rat geben (Briefe II, 47); bald darauf kam Mr. Anderson, der Geschäftsführer des Vereins, persönlich nach Zürich, und zwischen ihm und dem Meister wurden die definitiven Abmachungen getroffen. Indessen hatte aber Wagner auch an seines Freundes August Röckels Vater geschrieben, da dieser verdiente Musiker viel Erfahrung über englische Verhältnisse besaß; zwar wohnte dessen Sohn Eduard in

*) Ich bitte den Leser, das nicht zu vergessen, da die Behauptung, er selbst habe die Berufung des Meisters nach London veranlaßt, eine Hauptstütze von Praegers Ruhmredigkeit ist. (1908. — An Otto Wesendonk schreibt Wagner aus London, am 21. März 1855: „Sainton allein ist der Grund meiner Berufung nach London.")

England, aber nicht in London, sondern in Bath; darum riet er Wagner, sich an Praeger zu wenden, und legte einen Einführungsbrief an diesen bei*). Am 8. Januar schrieb nun Wagner an Praeger, legte den Brief Josef Röckels als Einführung bei**) und bat, zu entschuldigen, „daß er ihm so kühn auf den Hals falle". (Praeger, S. 237.) Daraufhin schreibt Praeger seinen ersten Brief an Wagner, und dieser erwidert in seinem zweiten Briefe: „Sie zeigen sich in Ihrem Brief ganz genau so, wie ich Sie zu finden erwartete." (S. 238.) Praeger übernimmt nun einen Teil der geschäftlichen Plackereien, besorgt die Wohnung für Wagner, läuft mit ihm zum Hutmacher . . . kurz, er tut alles das, was man von einer „guten Seele" erwarten kann; gewiß war ihm der Meister auch herzlich dankbar und wird er ihm diese treue Dienstleistung sein Leben lang nicht vergessen haben.

Nun sehe man aber, zu welchen Dimensionen Praeger diesen ganz einfachen und natürlichen Hergang aufgebauscht hat! Schon im Vorwort sagt er (S. VIII): „Es gelang ja auch nur durch meine persönlichen Bemühungen, daß Wagner 1855 als Dirigent der Phil. Konzerte nach London berufen wurde und dem Rufe folgte." Und dann erzählt er (S. 232 f.), wie er, Praeger, die Begeisterung in Sainton weckte, wie er dann vorgeladen wurde, „den ver-

*) Siehe die Einlage zu Brief 1.

**) Der Leser entsinnt sich, daß diese entscheidende Tatsache in der deutschen (späteren) Ausgabe einfach gestrichen, in der englischen aber noch erwähnt ist (vergl. S. 73).

sammelten Direktoren (der Philharmonie) die nöthigen Erklärungen zu geben, wer Wagner sei(!), was er geschaffen habe — —“ *), wie „die sieben Direktoren, alle schon ältliche Herren, sich durch Praeger so ins Feuer bringen ließen, daß sie einstimmig Wagners Berufung beschlossen und Praeger eine Dankrede hielten,“ usw. „Die ganze Angelegenheit“, schreibt Praeger, „kam in meine Hände — — Ich schrieb sogleich an Wagner nach Zürich, gab ihm ganz detaillierte Nachricht über den ganzen Hergang der Sache und annoncirte ihm den kommenden Antrag, den er auch gleich am 8. Januar 1855 mir als erhalten ankündigte.“ Diese ganze Erzählung ist vom ersten bis zum letzten Worte unwahr. Der erste Brief Wagners, selbst in der von Praeger verunstalteten Fassung, bezeugt das; denn weder ist ein früheres Schreiben Praegers erwähnt, noch wird irgend einer Beteiligung Praegers bei der Antragstellung gedacht. Und wir besitzen nicht blos in Wagners Korrespondenz mit Liszt den — teils positiven, teils negativen — Beweis, daß obige Schilderung jeder tatsächlichen Grundlage entbehrt, sondern Praeger war selber so unvorsichtig, am 4. Januar 1856 in der „Neuen Zeitschrift für Musik“**) die ganze Geschichte von Wagners Berufung nach London zu erzählen, und er hat damals eine weit bescheidenere Rolle für sich

*) Es waren dort schon Werke von ihm aufgeführt worden, wie ich vorhin schon erwähnte.

**) 1908. — Auf diesen Aufsatz bezieht sich Wagners Brief an Praeger vom 16. Januar 1856 (S. 35 ff.).

in Anspruch genommen. In diesem Bericht aus dem Jahre 1856 ist gar nicht davon die Rede, daß Praeger mit dem Direktorium in irgendeine Berührung gekommen wäre, oder gar, daß er „die sieben alten Herren ins Feuer gebracht", viel weniger, daß die „ganze Angelegenheit in seinen Händen geruht hätte". Er gibt auch ausdrücklich zu verstehen, daß Wagner später die Korrespondenz mit ihm begonnen habe, obgleich sie sich „nie gesehen hatten", und indem „ein lieber Freund sie mit einander bekannt gemacht habe". Seine jetzige Erzählung hat er also im voraus selber widerlegt. An und für sich könnte uns dieser ganze Sachverhalt ziemlich gleichgültig sein; es ist aber offenbar nicht gleichgültig, unter welchen Bedingungen Wagner und Praeger sich zum ersten Male begegneten — ob Praeger der mächtige Protektor des Meisters im fremden Lande war, oder der gutwillige, bescheidene Landsmann, von welchem Wagner hundert Dienste annahm, um die er einen Sainton oder einen Klindworth nicht gern gebeten hätte. Dies letztere war in Wahrheit der Fall; und hierdurch wird auch das ganze spätere Verhältnis zwischen den beiden Männern klar bezeichnet; mit gütiger, treuer Dankbarkeit gedachte der große Meister der Dienste, die ein bescheidener Freund ihm einmal geleistet hatte; ein näheres Verhältnis hat niemals bestanden, und man könnte über Praegers ungeheuerliche, lächerliche Behauptung: „Der wiederholte Austausch unserer Ideen zeigte uns immer ganz

klar, wie genau wir uns gegenseitig verstanden hatten und wie übereinstimmend wir urtheilten" (S. 325) herzlich und gutmütig lachen, wenn Praeger es nicht für nötig gefunden hätte, seiner albernen Eitelkeit zuliebe Geschichte zu fälschen.

Geborene Londoner waren sehr erstaunt, als sie die Beschreibung (S. 244—248) dessen lasen, was Wagner im Laufe seines ersten Morgens in London, von Praeger geführt, vollbracht haben soll; wer London kennt und die enormen Entfernungen ermißt, weiß, daß, was hier behauptet wird, eine buchstäbliche, absolute Unmöglichkeit ist. Doch es könnte sich hier um eine dichterische Lizenz handeln, das Zusammendrängen mehrerer Tage in einen einzigen. Das Wesentliche ist jedoch, daß nach dieser Beschreibung Praeger es ist, der Wagner überall einführt, und wir besitzen Beweise, daß er es nicht tat. Auf S. 247 z. B. stellt er den Meister bei Sainton vor (auch an jenem ersten Morgen); die „Quarterly Review" vom Juli 1888 hat aber Erinnerungen von Sainton gebracht, und dieser beschreibt, wie Wagner ihn zum ersten Male eines Morgens früh um 9 Uhr besuchte, wie er zwei volle Stunden sich lebhaft mit ihm unterhielt, und wie sie zuerst verlegen waren, welche Sprache sie wählen sollten, da sie keinen Dolmetscher — also gewiß nicht einen Praeger — zur Hand hatten. (Sainton war nämlich Franzose.) Ähnlich macht es Praeger S. 252 mit Klindworth; er sagt: „Karl Klindworth, den ich bei Wagner als Schüler Liszt's einführte". Wir wissen aber

aus dem „Briefwechsel“, daß Liszt selber es war, der Klindworth bei Wagner einführte (II, 57), und Wagner schreibt ausdrücklich: „Klindworth, für den ich Dir sehr danke“ (II, 63)*). Lauter Kleinigkeiten, wenn man will, aber indem eine zur andren kommt, wird in uns ein falsches Gesamtbild von dem Verhältnis Praegers zu Wagner erweckt. Ebenfalls nachweisbar falsch ist die Geschichte von der Zusammenkunft Berlioz' und Wagners in Praegers Haus (S. 274). Sie soll am Abend des siebenten Konzertes stattgefunden haben. „Berlioz wohnte dem Konzerte bei“, meldet Praeger, und sie gingen dann alle zusammen heim. Nun will es der Zufall, daß Liszt in seinem Brief vom 10. Juli 1855 (II, 88) einen langen wörtlichen Auszug aus einem Brief von Berlioz mitteilt, in welchem dieser es lebhaft bedauert, daß er gerade diesem speziellen Konzert nicht beiwohnen konnte, weil er selber einer „scheußlichen Chorprobe — an dem selben Tage und zu der selben Stunde beizuwohnen“ gezwungen war. Also alles stimmt bei Praegers Erzählung gewiß nicht, wahrscheinlich stimmt gar nichts. Denn während Praeger die Sache so darstellt, als hätte er sich — und ohne großen Erfolg — darum bemüht, „zwei so eminente Geister einander mehr zu nähern“, erzählt Wagner (Briefe an

*) Professor Klindworth, von W. A. Ellis befragt, antwortete in einem Schreiben, datiert vom 19. Mai 1894: „Bei seiner Ankunft in London kam Wagner gleich zu mir. Was Praeger erzählt ist gänzlich unwahr“.

Liszt, II, 86 und 87), daß er „eine herzliche und innige Freundschaft für Berlioz gefaßt habe"; er spricht von seinen Zusammenkünften mit ihm, namentlich „allein bei Sainton,"*) und schreibt noch: „Nach meinem letzten Konzerte besuchte er mich noch mit meinen übrigen wenigen Londoner Freunden; seine Frau war auch mit; wir blieben bis früh 3 Uhr beisammeu und trennten uns für diesmal unter herzlichen Umarmungen." Und da ist es doch sehr auffallend, daß Praeger, der gewiß dabei war, der ja auch ausführlich über diese Nacht berichtet, — „Es war heller Tag geworden, als wir Wagner am Morgen des 26. Juni verließen" (S. 281) — daß er der Gegenwart Berlioz' mit keinem Worte erwähnt. Eines steht zweifellos fest, daß Praeger auch bezüglich des Verhältnisses zwischen Wagner und Berlioz nicht die Rolle gespielt hat, die er sich in seinem Buche zuschreibt.

Mr. William Ashton Ellis hat gerade diesen Londoner Aufenthalt des Meisters mit großer Ausführlichkeit und Gründlichkeit studiert und die vielen Irrtümer von Praegers Darstellung Punkt für Punkt ausführlich nachgewiesen. Da Zeit und Raum nachgerade knapp werden, schien es ratsam, sich an dieser Stelle darauf zu beschränken, die gänzliche Unzuverlässigkeit Praegers an einigen

*) (1908. — Inzwischen hat W. A. Ellis festgestellt, daß Berlioz und Wagner sich bei Sainton zuerst begegneten, und zwar bei einem kleinen Mittagsmahl zu viert mit Lüders; Praeger war nicht zugegen.)

schlagenden Beispielen recht fühlbar zu machen, wobei die verdienstvollen Forschungen des soeben genannten, hochgeschätzten Freundes frei benutzt worden sind.*)

Zürich 1856. (?) — „Im Sommer des Jahres 1856 besuchte ich Wagner in Zürich und weilte zwei Monate in dem reizenden Chalet, in der Enge." (S. 305.) Hier müßte uns Praeger also eigentlich das Interessanteste über Wagner zu erzählen haben. Man denke: zwei ganze Monate unter seinem Dache! Wir sind schon ein wenig enttäuscht, wenn wir beim ersten Durchblättern des Buches entdecken, daß dieser Episode nur knapp 20 Seiten gewidmet sind. Praeger sagt: „wir blieben den größten Theil der Zeit zusammen und hatten unendlich viele Unterredungen über Kunst und Wissenschaft, in welchen der modernen Philosophie ein bedeutender Platz eingeräumt wurde" (S. 305)**). Von einem Verfasser, der nicht davor zurückschreckt, selbst die intimsten Angelegenheiten in geradezu skandalös-taktloser Weise zu besprechen, und zwar einzig auf Grund

*) (1908. — Mit unglaublicher Geduld hat Ellis seine diesbezüglichen Untersuchungen seitdem fortgesetzt, die Ergebnisse in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht und zuletzt, 1906, in dem fünften Bande seiner Wagnerbiographie zusammengefaßt.)

**) In der englischen Ausgabe (S. 228): „Wir blieben die ganze Zeit bei einander, und besprachen in einer durchaus ernsten, philosophischen und logischen (!) Art Kunstfragen."

des bis zu ihm gedrungenen eitelsten Klatsches, hätten wir erwarten dürfen, daß er uns von den „unendlich vielen Unterredungen“ über Kunst, Wissenschaft und Philosophie manches Meisterwort mitteilen würde. Statt dessen finden wir aber nur auf einer einzigen Seite (310) ein Paar haarsträubend alberne Bemerkungen über Schopenhauer, „der Praeger nicht so neu und so groß vorkam, wie das bei Wagner der Fall war“, und dann über den Pessimismus die Privatansichten des Herrn Ferdinand Praeger.*) Nicht ein einziges Wort Richard Wagners wird uns übermittelt. Schon diese bloße Tatsache ist für das Verhältnis, welches zwischen den beiden Männern geherrscht haben mag, bezeichnend genug, und wir begreifen den versteckten Witz, der in den Worten lag, mit denen Wagner Praeger nach Zürich einlud, damit er ihn seinem Papagei und seinem Hund vorstellen könne (S. 281), sicherlich auch „guten Seelen“, denen er aber seine Gedanken über Kunst, Wissenschaft und Philosophie ebenfalls nicht mitgeteilt haben wird. Diese merkwürdige Lücke in Praegers Buch hat aber noch eine andere Erklärung:

---

*) Praeger zitiert hier aus Wagners „Fragmenten“ (S. 55) den Satz: „Der ist des Lebens nicht werth, für den es keinen Reiz hat“ und meint dazu: „Eine solche These wäre von ihm in den Tagen der Noth nicht ausgesprochen worden, und sie war deshalb nur der glücklichen Veränderung seines Schicksals zuzuschreiben.“ Wäre aber Praeger nicht so „rasend oberflächlich“ gewesen, so hätte er gewußt, daß dieser Spruch gerade aus den Jahren **1849—51** datiert.

Praeger war gar nicht in Zürich im Jahre 1856, das ist sicher; und es ist höchst wahrscheinlich, daß er auch im Jahre 1857 nicht zwei Monate da gewesen ist, sondern eine sehr viel kürzere Zeit. Wir stehen hier also wieder vor einer — — Dichtung.

Mehr als ein Umstand beweist, daß Praeger 1856 nicht in Zürich war: 1. Wagner bekam einen heftigen Anfall von Gesichtsrose im April 1856 und reiste deshalb schon im Mai nach Mornex bei Genf, wo er auch den größten Teil des Sommers über blieb*). 2. Praeger sagt ausdrücklich, er habe „im reizenden Chalet" gewohnt (S. 305), es ist auch von „der herrlichen Aussicht" die Rede (S. 303) und von den „freundlichen Nachbarn Frau und Herr W." (S. 315); in dieses Chalet zog nun Wagner erst in den letzten Tagen des April 1857 (vergl. Briefe an Liszt, II, 162). 3. Praeger ist nach seinem eigenen Bericht ein einziges Mal in Zürich gewesen, und daß er 1857 dort war, wissen wir aus einem Brief des Meisters an Fischer vom 29. Oktober 1857 mit Gewißheit; Wagner schreibt daselbst (S. 340): „Doch hatte ich deutsche Besuche, Ed. Devrient, Praeger und Röckel (aus England), Robert Franz u. a. m. waren diesen Sommer länger

*) Es ist als sicher anzunehmen, daß der lange Brief Wagners an Praeger (S. 302—304) nicht vom Mai 1856, sondern vom Mai 1857 ist; denn der Meister schreibt aus Zürich, ist gesund und komponiert den „Siegfried", was alles auf Mai 56 nicht stimmen würde. Hier liegt also ein Fall von absichtlicher Datenfälschung vor.

und kürzer bei mir, und es wurde viel musizirt." 4. Praeger erzählt, daß Wagner während seiner Anwesenheit in Zürich am zweiten Akt des „Siegfried" komponierte; nun hatte Wagner aber am 12. Juli 1856 den ersten Akt noch nicht begonnen (Briefe an Liszt, II, 128); am 6. Dezember 1856 war die erste Szene des ersten Aktes noch nicht in der Skizze fertig (ebenda 143); am 8. Mai 57 meldet Wagner, daß er den zweiten Akt noch nicht begonnen habe (ebenda 166); am 30. Mai 1857 sendet er Liszt Jafners soeben „früh nach einer guten Nacht" komponiertes „Ich lieg' und besitze"; kurz, im Sommer 1856 hat Wagner am zweiten Akt des „Siegfried" nicht gearbeitet, sondern im Sommer 1857. Diese vier Punkte genügen, das Datum von Praegers Besuch unwiderleglich festzustellen: er fand im Sommer 1857 statt. Über die wahrscheinliche Dauer des Besuches konnte ich nichts ganz Positives feststellen.*) „Eingeweiht" wurde das Gaststübchen im neuen Chalet durch Eduard Devrient in den ersten Tagen des Juli (Wagner-Liszt, II, 177)**); und noch am 17. Juli 1857 schreibt Wagner an Praeger und

---

*) 1908. — Inzwischen haben wir durch Glasenapp erfahren, daß er nicht vierzehn Tage währte. („Das Leben Richard Wagners", 3. Auflage, II², 152, 472.)

**) Praeger gibt zu verstehen (S. 321), die bekannte Aufforderung des Kaisers von Brasilien wäre während seines Züricher Aufenthaltes gekommen; das ist ganz unmöglich, da Wagner schon am 8. Mai 1857 Liszt davon spricht (II, 164). Also wieder eine — — Erfindung.

erwähnt gar nicht seines Kommens (S. 326; dieser Brief muß von 1857 sein, da Wagner sagt: „Ich bin hart an der Arbeit mit meinem Siegfried"; denn im Juli 1856 hatte er ihn noch nicht begonnen und im Juli 1858 hatte er ihn schon längst beiseite gelegt); vor Anfang August kann Praeger also kaum in Zürich gewesen sein; und Pohl, der Ende August 1857 den Meister besuchte, erwähnt Praegers Gegenwart nicht. Seine Angabe, daß Wagner am 25. August das in der Bleistiftskizze eben vollendete „Waldweben" vorspielte (Musikalisches Wochenblatt 1883, S. 337), zusammengehalten mit Praegers Erzählung (S. 315), daß Wagner während seines Aufenthaltes an einer späteren Szene arbeitete (der letzte Auftritt des Mime), würde uns vermuten lassen, daß der Besuch Praegers erst im September stattfand; enthält aber auch jene Erzählung eine der üblichen Unrichtigkeiten, dann blieben für den Besuch nur ein paar Augustwochen zwischen Anfang und Ende des Monats frei. Für „zwei Monate Sommer" ist in keinem Falle mehr Zeit. Entscheidend ist aber die Tatsache, daß die „freundlichen Nachbarn", deren „fast täglichen Besuches" Praeger ausdrücklich Erwähnung tut (S. 323), ganz und gar keine Erinnerung dieses betreffenden Herrn haben; sie entsinnen sich weder der Person, noch des Namens, obwohl alle damaligen Freunde des Meisters noch frisch in ihrem Gedächtnis leben.*) Wie wäre das

*) Mitteilung des Mr. W. A. Ellis, der im Sommer 1892 die Gelegenheit hatte, Erkundigungen einzuziehen.

denkbar, wenn sie zwei Monate lang täglich mit Praeger zusammengekommen wären?*)

Einen höchst wichtigen Beitrag zur Lebensgeschichte des Meisters soll dieses Kapitel angeblich liefern: die allererste Anregung zum „Tristan"-Drama. (S. 312, 313.) Dieses merkwürdig eigensinnige Pochen auf die Zahl sechs und fünfzig, diese Verlängerung des Besuches auf zwei ganze Monate verfolgen den einen, einzigen Zweck, dieser Legende Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Praeger erzählt, er habe Wielands „Combabus" vorgeschlagen, was aber Wagner zu „optimistisch" erschien! Nun „besprachen sie Tristan hin und her", und Praeger sagt (in der englischen Ausgabe S. 293) ausdrücklich, daß Wagner gar nicht daran zu denken schien, es „als Libretto" zu gebrauchen; diese Besprechung trug aber ihre guten Früchte, denn am nächsten Morgen, als sie alle beim Frühstück saßen, da „fachte das Sujet (!) ihm zum ersten Male den Funken der Inspiration an"**), „das Leitmotiv der Isolde fiel ihm ein, doch

---

*) Der Kern zu dieser Erfindung des zwei Monate währenden Besuches liegt wahrscheinlich in jenem Brief des Meisters vom Mai 1857, wo Praeger des Meisters Worte „Noch zwei Monate, und Du wirst bei mir sein", umgedeutet hat in: „Zwei Monate wirst Du bei mir bleiben". Vergl. oben S. 75. (1908. — Praegers Besuch fand nach Glasenapp, a. a. O., Anfang Juli statt).

**) In der deutschen Ausgabe steht allerdings, diese Behauptung wäre „etwas gewagt"; in der englischen dagegen steht sie ganz positiv: "Such is the history of the first promptings — —" (S. 294). Praeger hat auch stets erzählt,

wegen des Libretto war er noch nicht, wie er sagte, im Reinen." Die Leser dieses Buches brauche ich nicht erst daran zu erinnern, daß Wagner bereits im Jahre 1854, also ehe er jemals Praeger gesehen hatte, an Liszt schreibt: „er habe einen Tristan und Isolde im Kopfe entworfen" (II, 46), daß er immer wieder von diesem Plane spricht, bis er endlich im Juni 1857 (II, 174) meldet, daß er an die Ausführung gehe; als Pohl Ende August 1857 in Zürich war, sagte ihm der Meister, er sei mit der Dichtung der zwei ersten Akte fertig! Daß man sich so bloßstellen kann, — das tut einem wirklich selbst für einen Praeger leid. Und gerade diese Anekdote, die der gute Mann mit so viel Stolz erzählt, zeigt uns ganz genau, welches Verhältnis zwischen Praeger und Wagner bestand. Wagner hatte am 28. Juni an Liszt geschrieben: „Was den Tristan, absolutestes Stillschweigen!!!" — und nun, während er mit Männern wie Pohl und Franz Müller u. a. das werdende Werk doch bespricht, ahnt Praeger, der Gast des Hauses, nicht einmal, daß, während er oben in dem „Stübchen mit der schönen Aussicht", sich den Kopf über Schopenhauer zerbricht (von dem Wagner ihm so liebenswürdig

---

er sei der Urheber des „Tristan"-Gedankens, er habe den Meister darauf aufmerksam gemacht, sodaß in der englischen Übersetzung von Wolzogens „Leitfaden durch die Musik zu Tristan" (1884), vom Übersetzer (Mosely) dieser »conte à dormir debout« als historisch bekannte Tatsache eigens hinzugefügt ward!

scherzend gesagt haben soll, „er solle ihm die schwierigen Stellen erklären"), der große Meister die letzte Hand an die Dichtung des ewigen Werkes legt. Und welches Licht wirft gerade diese Erzählung in das tiefste Herz des gewaltigen Dichters, welche unfaßbare Güte und Milde und Geduld offenbart sie uns! Der Mann, der soeben vielleicht „Noch losch das Licht nicht aus, — noch wards nicht Nacht im Haus" geschrieben, läßt sich von einem Praeger „Combabus" als „Libretto" vorschlagen und wirft ihn nicht zum Fenster hinaus! Er schweigt dazu still, sieht nur die gute Absicht und lenkt sanft das Gespräch auf alte Lustspiele, Schweizer Gebäck (S. 311) usw.; „dem guten Praeger mußte doch auch etwas Entschädigung für die Londoner Episode angeboten werden" (S. 316).*) Und deswegen ist auch gerade diese Episode wirklich von sehr großem Wert; sie ist bei weitem das Kostbarste, was wir aus diesem sonst so dürren Buche schöpfen können. Für diesen — unwillkürlichen — Einblick in die himmlische Herzensgüte des Meisters wollen wir dem Verfasser vieles nachsehen.

Paris, 1859—61. — Wann und wie oft hat Praeger Wagner in Paris besucht? Es ist un-

*) Daß Praeger seine „Kenntnis der holländischen Sprache und des Plattdeutschen besonders befähigte, das Altdeutsche (Mittelhochdeutsche ist gemeint) leicht zu verstehen", — das ist wieder so ein Phänomen, wie es nur einem Praeger passieren kann. (S. 311.)

möglich, aus seiner — wohl absichtlich — konfus gehaltenen Darstellung das zu entnehmen, und die Sache wird noch ärger, wenn man die englische und die deutsche Ausgabe nebeneinander hält, die sich gerade in diesem zweiundzwanzigsten Kapitel immerfort widersprechen. Es ist ja auch ohne Belang, denn irgend etwas Interessantes oder Neues hat er nicht zu melden. Nur auf zwei besonders kühne — — Erfindungen will ich aufmerksam machen; sie mögen für die Beurteilung des übrigen maßgebend sein.

Praeger spricht vom Herbst 1859 und sagt (S. 327): „Wagner hatte mich wegen des Eigentumsrechtes seiner Werke in Frankreich konsultirt, und ich empfahl ihn deshalb an einflußreiche Freunde welche sich der Sache annahmen." Also auch hier — Praeger der Protektor, Praeger, der Wagner in Paris einführt, Praeger, den Wagner bei jedem wichtigen Schritte konsultiert usw. Nun muß man wissen, daß Wagner schon bei seinem vorübergehenden Aufenthalt in Paris im Januar 1858 mit Liszts Schwiegersohn Emile Ollivier, später Ministerpräsident und damals bereits Abgeordneter und einer der hervorragendsten Mitglieder des französischen „barreau", in Verbindung getreten war, — daß Ollivier den Meister mit größter Liebenswürdigkeit empfangen, ihm „seine uneingeschränkten Dienste angeboten" und auch tatsächlich die Vertretung von Wagners Interessen übernommen hatte (Wagner-Liszt, II, 186, 190 usw.), „namentlich die Wahrung der Eigenthumsrechte" (Brief an Fischer vom 29. Januar 1858).

Praegers Erzählung ist also nicht bloß an und für sich höchst unwahrscheinlich, sondern nachweisbar — — erfunden.*)

Seite 329, 330 erzählt Praeger, daß er im Sommer 1860, während seiner Ferien, Wagner in Paris besuchte. Eines Morgens nun, während Wagner und Praeger „in ernsthaften Diskussionen über Oper und Drama die ganze Umgebung vergaßen, wurde Wagner abberufen — —" Es war die Botschaft vom Kaiser, die erste Nachricht, daß Seine Majestät den „Tannhäuser" aufgeführt wünsche. Eine lebhafte Unterhaltung entspinnt sich zwischen Wagner und Praeger über dieses gänzlich unerwartete Ereignis, usw. Zu Praegers Unglück hatte aber Wagner bereits am 29. März 1860 (II, 262) zu Liszt von den „Pariser Gloiren", die man ihm „arrangirt", gesprochen, ihm erzählt, daß der Direktor der Großen Oper „ein Ballet für den zweiten Akt des Tannhäuser verlange", usw. Den genauen Tag, an welchem die überraschende Nachricht von des Kaisers Entschluß eintraf, vermag ich nicht anzugeben; da aber der Meister bereits im März mitten in den Unterhandlungen mit der Direktion der Oper steckte, kann Praeger dieses interessante Ereignis unmöglich während seiner Sommerferien 1860 erlebt haben.

*) (1908. — Wahr ist aber, daß Wagner, Ende 1857, ehe er nach Paris ging und mit Ollivier bekannte wurde, an Praeger in dieser Angelegenheit geschrieben und von ihm „nützliche Adressen" erhalten hatte. Siehe Brief an Minna Wagner vom 17. Januar 1858.)

Auch diese Erzählung ist also nachweisbar — — erfunden.

Alles übrige übergehe ich. Auch daß in dem Briefe vom April 1861 Wagner in der englischen Ausgabe Praeger eine Beschreibung der Aufführung des „Tannhäuser" gibt, als wäre dieser nicht dabei gewesen, während in der deutschen Ausgabe (S. 335) die ganze Stelle weggefallen ist — erwähne ich nur als ein Beispiel von der blasebalgartigen Beschaffenheit, welche Briefe unter Praegers Händen bekommen.

München, 1865. — Dieser kurze Besuch hat zu einer schönen Blüte von Praegers Erfindungskraft Veranlassung gegeben. Wagner bittet Praeger, ein Paket Bittschriften „durchzuarbeiten". „Ich that dies auf Wagner's Bitte, um ihm auch zugleich Rath zu geben, wem und wie er antworten solle, da er in dergleichen Angelegenheiten viel weniger Welterfahrung hatte als ich." (S. 343.) Glücklicher deutscher Musiklehrer, der in der Beantwortung — nicht in der Abfassung — von Bittschriften Welterfahrung besaß!

Triebschen, 1871. — In der deutschen Ausgabe ist die Erzählung dieses Besuches auf mehr als das Doppelte der englischen Ausgabe gestiegen. Interessanter ist sie deswegen nicht, denn wie immer, nicht was Wagner sagte, erfahren wir, sondern nur was Praeger dachte oder sagte. Unerklärlich ist es, warum Praeger den Engländern die wichtigste Tat-

sache vorenthielt, daß er nämlich bei den ersten Beratungen, die mit dem Architekten und dem Theateringenieur für den Bau des Festspielhauses stattfanden, mit dabei war. Seine „Welterfahrung" scheint auch der Maschinerie für „Rheingold" zugute gekommen zu sein. (S. 358, 359.)

Nur eine Sache ist hier ernst zu nehmen, aber diese allerdings bitter ernst. Die Worte, die Praeger dem Meister über Liszt in den Mund legt (S. 362), sind von jenem beträchtlichen Teil der Presse, welcher gern jede Gelegenheit ergreift, das wenige wahrhaft Bedeutende geringschätzig zu behandeln, unter lautem Freudenruf aufgegriffen und verarbeitet worden. Es ist klar, daß wir hier nicht mehr vor einer mehr oder weniger harmlosen Erfindung stehen, vor einem jener Gebilde, wie die maßlose Eitelkeit eines gering begabten Menschen sie uns in diesem Buche so häufig vorführt. Hier haben wir die Auflehnung des an und für sich Kleinen gegen das an und für sich Große, des Geistes des Bösen gegen den Geist des Guten, der Gemeinheit gegen das absolut Edle. Daß Wagner diese Worte nicht gesagt hat, brauche ich an dieser Stelle nicht zu begründen; jeder, der des Meisters Leben kennt, weiß das so gut wie ich; wir stehen hier eben, wie gesagt, nicht vor einer bloßen Erfindung, sondern vor einer Lüge. Und da muß ich doch den deutschen Leser darauf aufmerksam machen, daß gerade dieser angebliche Ausspruch des Bayreuther Meisters in der englischen Ausgabe ganz anders lautet. In dieser steht nur, Wagner habe einmal

gelegentlich gesagt: „Liszt (als Komponist) habe zu spät begonnen“*), nicht eine Silbe mehr. Man könnte glauben, er bedauere, daß Liszt erst so spät angefangen habe. Jedenfalls steht weiter nichts da. Der einzige berechtigte Schluß ist, daß alles übrige (von dem „gewissen Talente, welches man immer merke“ usw.) sich in Praegers Kopf im Laufe der Jahre, die zwischen der ursprünglichen englischen Fassung (1885) und der deutschen liegen, als passend und angebracht entwickelt hat. So hat dieser Ehrenmann Geschichte geschrieben.

Bayreuth, 1876 und 1882. — Von der größten Schöpfung Wagners, von Bayreuth, hat Praeger gar nichts zu erzählen — außer daß er dort vom Meister „bei den Haaren gepackt wurde“. (S. 364.)

London, 1877. — Von dieser letzten Londoner Reise hat Praeger nur eines zu berichten — den Toast, den der Meister „auf ihn“ ausgebracht habe; diese Erzählung bildet sowohl im Vorwort (S. VIII) als auch im Buche selbst (S. 364) den Schlußstein des ganzen Gebäudes. Auch diese Erzählung hat verschiedene Entwicklungsstadien durchgemacht: im Vorwort zur englischen Ausgabe heißt es einfach (S. X): „Wagner sagte“, — es wird in keiner Weise angedeutet, daß der Meister nicht vielleicht auch

*) “Among other things, he said, speaking of Liszt as a composer, that he had begun too late in life.” (S. 331.)

anderer Freunde gedacht hätte; am Schlusse jener Ausgabe (S. 332) heißt es schon: „Wagner brachte einen Toast auf mich aus, als den Freund — —"; in der deutschen Ausgabe (S. 364) ist nun hieraus folgends geworden: „Beim Bankett im Cannon Street Hotel widmete er mir den einzigen Toast." Daß die Worte, die der Meister gesprochen haben soll, da sie viermal vorkommen, auch in viererlei Fassung vorliegen, wird der geduldige Leser dieses Aufsatzes nicht anders erwarten. Am ausführlichsten stehen sie in den Vorworten zu den beiden Ausgaben, und zwar steht in der englischen Ausgabe: „Damals hatte ich nur einen Freund, nur eine Stütze — —." Das hat der Meister offenbar nicht gesagt, denn er gehörte nicht zu denen, welche sich von der Liebenswürdigkeit so weit hinreißen lassen, Unwahrheiten zu sprechen. Zum Glück aber ist 1877 nicht so sehr lange her; es leben noch manche Zeugen jenes Toastes. Und da wissen wir, daß Wagner allerdings in einem „einzigen Toast" — nicht aber nur des einen, sondern aller seiner treuen Londoner Freunde gedacht hat. Auch der Name Praeger wurde genannt, und zwar sagte der Meister von ihm: „Dieser war mit mir in der Wüste." Wer erkennt nicht da ein Wort Richard Wagners? ein echtes? Es liegt darin außer der Anerkennung noch vieles. Und da vergleiche man die Banalitäten, die Praeger dem Meister in den Mund legt! — Nur bei dieser allerletzten Anekdote war es uns möglich, Praegers Erzählung mit dem, was wirklich geschah und gesprochen

wurde, genau zu vergleichen. Insofern war es wichtig, auf diese sonst gänzlich gleichgültige Episode hinzuweisen; denn die Kenntnis des wahren Sachverhalts in diesem einen einzigen Falle gestattet einen Rückschluß auf den Wert des ganzen Buches, namentlich aber der Äußerungen, die Wagner beigelegt werden.

Schlußbetrachtung. — Nachdem das Detail sich in Praegers Buch als so gänzlich wertlos erwiesen hat, nachdem ich namentlich im Laufe meiner Besprechung mehr als einmal die Gelegenheit hatte, auf die wahre Natur des Verhältnisses zwischen Praeger und dem Meister hinzuweisen, wird wohl niemand von Praegers allgemeinen Betrachtungen und Urteilen in bezug auf Wagner viel erwarten. Was er aber hierin leistet, übersteigt wohl doch sowohl bezüglich der Albernheit wie auch des ewigen Sichwidersprechens das erlaubte Maß.

Praeger sagt von Wagner (S. IV): „er war fürchterlich ernst"; auch von Beethovens „fürchterlichem Ernst" spricht er (S. 34). Von Praeger können wir jedenfalls sagen, daß er mehr „fürchterlich" als „ernst" zu nehmen ist. Wie könnten wir auch Behauptungen wie die folgenden ernst nehmen: daß Wagner in der Schule „der glorioſe Zug von Liebe und Verehrung der hohen edlen Künste gleichsam fürs Leben eingeimpft wurde" (S. 19), oder daß seine Instrumentation den Zweck verfolgte: „eine bessere Balance im Ensemble herzustellen"

(S. 128)? Selbst was Praeger über geringere Männer berichtet, ist meistens eine gehaltlose Phrase, wie z. B., daß Laube eine „voluptuöse Einbildungskraft“ besessen habe (S. 91), daß in Heines Gedichten „wahre weibliche Zartheit mit übertriebener männlicher Derbheit wechsele“ (S. 92), daß „Meyerbeers Geschäftsbehäbigkeit (!) vom Musikhändler (!) bis in den Himmel gehoben wurde“ (S. 93), daß Berlioz' Sprechen „wie das Rieseln einer Fontaine“ war (S. 94 und noch zweimal wörtlich), daß Halévys „Jüdin“ „ein würdiges Exempel französischer Identität“ (??) sei (S. 98), usw. Obgleich aber der Autor durch diese und ähnliche absolut sinnlose Aussagen über seine eigenen geistigen Fähigkeiten uns genügend unterrichtet, haben manche Journalisten nichtsdestoweniger die ungünstigen Urteile, die er an verschiedenen Stellen seines Buches in impertinentester Weise über den großen Meister fällt, mit dem sicheren Instinkte ihres Metiers herauszufinden und auszubeuten gewußt. Daß aber Praeger in allen solchen Fällen an irgendeiner anderen Stelle seines Buches das direkte Gegenteil behauptet, das haben die Herren natürlich übersehen. Darauf möchte ich in aller Kürze noch aufmerksam machen.

Praeger klagt Wagner z. B. der Feigheit an, — einer „Selbstbeherrschung, in die jedenfalls ein gut Teil persönlicher Furcht gemischt war“ (S. 196). Das war etwas Rechtes für den „deutschen Helden“ Hanslick und seinesgleichen! Nun erzählt Praeger aber an anderen Stellen seines Buches: „Wagner

hatte in der größten Gefahr eine ruhige Besonnenheit, die ihm die tollsten Streiche gelingen ließ" (S. 14); „seine Kühnheit grenzte an Verwegenheit — — ein starker Charakterzug in ihm war, daß er ganz furchtlos auf alles losging" (S. 249); er besaß „die Kühnheit eines Gemsenjägers" (S. 305), usw.

Praeger behauptet: „Wagner lechzte nach Luxus, eine fast orientalische Genußbegierde war ihm eigen" (S. 187), „er hatte von Entsagung keine Idee" (S. 261); — da erschollen wieder die Hosianna-Rufe! Derselbe Praeger berichtet aber, Wagner sei „sehr mäßig" gewesen (S. 248); von seiner häuslichen Einrichtung schreibt er: „was in seiner Wohnung den Eindruck des Luxus hervorbrachte, war durchaus nicht das Kostbare der Möbel, sondern fand lediglich seine Erklärung in dem feinkünstlerischen Geschmacke, mit dem er alles so poetisch anzuordnen verstand, daß der Totaleffekt wirklich den Eindruck des Reichtums hervorbrachte" (S. 132); was seine Vorliebe für Seide anbelangt, so erzählt Praeger: „das Übel seiner Hautkrankheit erlaubte ihm nichts anderes als Seide auf bloßem Körper zu tragen. Selbst nur Baumwolle mit den Händen zu berühren, verursachte ihm einen Schauder durch den ganzen Körper" (S. 264); und mit Bezug auf das Geschreibsel der Journalisten über diesen Gegenstand, rät Praeger „etwas Mitleid und viel Verachtung" für „diese Sklaven der Zivilisation" zu hegen! (S. 328.) Was dem armen Meister trotz alledem blieb, war „die orientalische Genußsucht, die er von den Hebräern

genommen hat" (S. 211), im Laufe seines „steten Zusammenseins mit Israeliten" (S. 89)*).

Bezüglich der Selbstbeherrschung sagt Praeger (S. 274): „Berlioz konnte sich sehr beherrschen, was Wagner nie tat"; S. 196 dagegen meldet er, daß Wagner „eine erstaunliche Selbstbeherrschung" besaß.

Wie oberflächlich und zusammenhanglos seine Kunsturteile sind, kann man aus solchen Tatsachen entnehmen, wie die, daß er „Lohengrin" als „noch ungefesselt" von der Theorie lobt (S. 150) und das nächstfolgende Werk, „Tristan", an anderer Stelle (S. V) als bereits frei davon bezeichnet. Mehr ins Biographisch-Psychologische gehören solche Behauptungen, wie die folgende: S. 308 wird die kühne These aufgestellt, daß Wagners Produktivität erloschen sei, als er noch in den fünfziger Jahren stand, während S. VI gerühmt wird, daß er „eins seiner bedeutendsten Werke schuf, nachdem er längst die sechziger Jahre hinter sich hatte". — An dieser Stelle fügt Praeger hinzu: „im Schatten des herannahenden Todes beschäftigte er sich noch mit einem anderen Werke aus der indischen Mythe." Dieses

*) Man wäre versucht, die hier angeklagten Hebräer in Schutz zu nehmen; denn Wagners jüdische Freunde waren nicht Bankiers, sondern Künstler, die gewiß selten in die Lage kamen, einer „orientalischen Genußsucht" zu frönen. Diejenigen, die ich persönlich kenne, besitzen ganz vortreffliche Eigenschaften, aber was die orientalische Prachtliebe anbelangt, so zeichnen sie sich eher durch das Gegenteil aus.

alberne Märchen, welches wie kein zweites die gänzliche Unkenntnis von Wagners Leben und das Nichtverstehen seiner Kunstwerke in ihrem organischen Zusammenhang verrät, tischt uns ein Mann auf, der von sich behauptet: „er halte sich für völlig berechtigt, mit Autorität über Richard Wagner als Mensch und Künstler zu sprechen"!

In Wahrheit war Praeger völlig unberechtigt, über Wagner — sowohl als Menschen wie als Künstler — zu sprechen. Was der Meister in seiner Gegenwart sprach, zu notieren, dazu war er offenbar zu unbegabt; hätte er uns aber die Originalbriefe Wagners mitgeteilt und etwa noch die schlichten Notizen aus einem fleißig gehaltenen Tagebuch über die wenigen Male, wo er mit dem Meister zusammenkam — so hätte er ein nützliches Werk getan und sich selbst ein schönes, dauerndes Denkmal errichtet. So aber hat Praeger nur ein gänzlich wertloses und geradezu lächerliches Pamphlet geschrieben. Vom Titelblatt angefangen, ist fast jede Angabe falsch, alle angeblichen Briefe des Meisters sind in der unverantwortlichsten Weise „frei umgearbeitet" worden; was in Gesprächen soll erzählt worden sein, ist nachweisbar (mit Ausnahme der wenigen Stellen, die wahrscheinlich einer sträflichen Indiskretion ihren Ursprung verdanken) aus den bekanntesten Quellen abgeschrieben, und zum Teil sind diese Quellen direkt und absichtlich gefälscht worden (namentlich für die Darstellung der Vorgänge des Jahres 1849); auch die persönlichen

Erlebnisse des Verfassers sind durch eine fast wahnsinnig zu nennende Sucht, sich selbst überall in den Vordergrund zu schieben, so voll nachweisbarer Irrtümer und Unwahrheiten, daß sie nicht den geringsten Glauben verdienen. Schon jene eine Tatsache, daß Praeger immer wieder im Verlaufe seines Buches auf das falsche Jahr 1856 hindeutet, als auf das seines Besuches in Zürich, um hierdurch der Fabel, daß *er* Richard Wagner auf den Gedanken von „Tristan und Isolde" gebracht habe, die nötige Grundlage zu geben, genügt zum Beweise: erstens, daß er mit der Wahrheit gänzlich rücksichtslos umging, zweitens, daß er hierin mit plumper Ungeschicklichkeit verfuhr, drittens, daß er erstaunlich unwissend in bezug auf den Lebensgang des Meisters war. Ich bin überzeugt, daß — möge er sich zu Richard Wagner stellen, wie er wolle — jeder ehrliche, ernste Mann mir recht geben wird, wenn ich behaupte, nur eine Bezeichnung gebührt diesem Praegerschen Buche: es ist ein skandalöses.

Chamberlains zweite Kritik
1894

Von großen Männern wiſſen, iſt ſehr bequem, weil es erlaubt, ſich an dem eigenen Fleiße zu weiden und zu ſpiegeln, und doch ganz ſo jämmerlich zu bleiben, wie man iſt.

Paul de Lagarde.

Unlängſt veröffentlichte ich eine eingehende Kritik des Buches von Ferdinand Praeger: „Wagner, wie ich ihn kannte.“ Was ſpeziell die 34 Briefe des Meiſters an Praeger anbelangt, ſo gelang es mir, unwiderleglich feſtzuſtellen, daß in jenem Buche „kein einziger Brief im Wortlaut des Originals mitgeteilt iſt“.

Als ich jenen Aufſatz ſchrieb, ahnte ich nicht, daß ich bald darauf zwei Drittel dieſer Originalbriefe auffinden ſollte, und daß es mir gegönnt ſein würde, ſie den Leſern meiner Kritik mitzuteilen. Jetzt, wo Wagners eigene Worte der Welt zurückgegeben werden, da ſind Kritik und Polemik überflüſſig geworden. Es genügt, den Anfang des erſten Briefes im Original und in Praegers Buch zu vergleichen: entlarvt und gebrandmarkt ſteht nunmehr der Verfaſſer des „Wagner, wie ich ihn kannte“ da.

Der folgende Nachtrag richtet ſich in erſter Reihe alſo an diejenigen, welche ſich ſpeziell mit

Geschichte und Kritik zu befassen haben, die übrigen „Glücklicheren“ können ihn ungelesen lassen.

Mein Bericht wird in möglichster Kürze folgende Punkte berühren:

1. die Auffindung der Originalbriefe;
2. eine tabellarische Übersicht sämtlicher (angeblichen) Briefe Wagners an Praeger;
3. Bemerkungen über die noch fehlenden;
4. einige Beispiele der Umarbeitungen, welche die nunmehr im Original bekannten Briefe bei Praeger erlitten haben;
5. wichtige Mitteilung über den Brief Wagners von 1851 an Eduard Röckel;
6. Mitteilungen über Praeger selber.

Die Auffindung der Originalbriefe. — Ferdinand Praeger hatte in seinen letzten Jahren einen reichen Gönner gefunden, einen englischen Edelmann; dieser hat ihm sowohl das Manuskript seines Buches, wie auch die Originalbriefe Wagners abgekauft; es geschah aus Güte und ohne jede nähere Untersuchung des Inhaltes. Zu diesem Gönner Praegers erhielt ich durch verwandtschaftliche Vermittlung im Herbst 1893 eine Einführung; er legte mir die Briefe vor (die er selber zu lesen nicht imstande war), gestattete mir, Abschrift zu nehmen, und erteilte später seine ausdrückliche, schriftliche Zustimmung zur Veröffentlichung.

Es fehlen aber in dieser Sammlung nicht weniger als 14 der von Praeger veröffentlichten Briefe.

Auch diese Tatsache kam den zumeist Beteiligten — als ich sie entdeckte — überraschend. Wo sind diese fehlenden nun hingekommen? Zuerst lag der Gedanke an Entwendung nahe; ich habe aber mit ziemlicher Sicherheit festgestellt, daß die obige Sammlung nie mehr als diese 21 Briefe enthielt; und es ist auffallend, daß gerade die „sensationellsten" in ihr nicht zu finden sind. Ehe ich aber einige Bemerkungen über diese uns noch nicht im Original vorliegenden Briefe mache, wird es zweckmäßig sein, dem Leser eine tabellarische Übersicht aller angeblichen Briefe Wagners an Praeger vor Augen zu führen.

Tabellarische Übersicht der Briefe. — In der folgenden Tabelle findet man: die Nummer eines jeden Briefes in der chronologischen Aufeinanderfolge, das Datum, den Ort, woher der Brief datiert ist, die Seite des Praegerschen Buches (deutsche Ausgabe), auf welcher der betreffende Brief zu finden ist. Die in Klammern mitgeteilten Daten sind aus dem begleitenden Text entnommen, aber nicht in den Briefen selbst enthalten. Die in gewöhnlicher schrift gedruckten Briefe, sind die oben nach den Originalmanuskripten mitgeteilten, die in Kursiv-Schrift sind Briefe die Praeger in seinem Buche abdruckt, deren Originale aber noch nicht aufgefunden wurden, und deren Existenz zum Teil sehr zweifelhaft ist.

Tabelle.

1.	8. Januar	1855	Zürich	S. 236
2.	18. „	„	„	„ 238
3.	1. Februar	„	„	„ 241
4.	*(12. Februar*	*1855*	*Zürich)*	„ *242*
5.	2. März	1855	Paris	„ 243
6.	28. Juni	„	„	„ 286
7.	7. Juli	„	Zürich	„ 287
8.	15. „	„	Seelisberg	„ 290
9.	14. September	„	Zürich	„ 292
10.	(nicht datiert;	Poststempel	Zürich 16. 1. 56)	„ 299
11.	28. März	1856	Zürich	„ 300
12.	*? Mai*	*1856*	*Zürich*	„ *302*
13.	*(17. Juli)*	*?*	*?*	„ *326*
14.	*? (Oktober*	*1858*	*Venedig)*	„ *326*
15.	*(12. Februar*	*1861*	*Paris)*	„ *332*
16.	*? April*	„	*Karlsruhe*	„ *335*
17.	*? (August*	*1862*	*Biebrich)*	„ *336*
18.	*? Februar*	*1863*	*St. Petersburg*	„ *337*
19.	*? ?*	*?*	*?*	„ *338*
20.	*? Juni*	*1864*	*Starnberg*	„ *339*
21.	*? ?*	*?*	*München*	„ *340*
22.	7. Mai	1865	München	„ 341
23.	*? ?*	*1866*	*Genf*	„ *345*
24.	*? Juni*	*1867*	*München*	„ *346*
25.	11. Juni	1868	München	„ 347
26.	*? (Juli*	*1870)*	*?*	„ *348*
27.	11. November	1870	Luzern	„ 349
28.	25. „	„	„	„ 350
29.	9. Dezember	„	„	„ 351
30.	11. „	„	„	„ 352
31.	14. April	1871	„	„ 353
32.	12. Mai	„	Leipzig	„ 354
33.	6. Juni	„	Luzern	„ 355
34.	4. Januar	1872	„	„ 363
35.	21. Mai	1876	Bayreuth	nicht

Bemerkungen über die noch nicht aufgefundenen Briefe. — Ich bitte, die Tafel sehr genau zu betrachten; es ist merkwürdig, wie beredt eine solche tote Aufzählung werden kann.

Zunächst wird folgendes auffallen: die aufgefundenen Briefe bilden zwei große Gruppen, sie umfassen alle ersten Briefe (bis auf einen) und alle letzten; dazwischen finden wir einzig und allein die kurzen Einladungen zu „Tristan" (1865) und den „Meistersingern" (1868), welche an alle Freunde und Bekannte gerichtet wurden. Der aufmerksame Beobachter wird noch folgendes bemerken: sämtliche aufgefundenen Briefe tragen das volle, ausführliche Datum und den Namen des Ursprungsortes, z. B. „Zürich, 8. Januar 1855"; die alleinzige Ausnahme bildet Brief Nr. 10, der aber dann überhaupt weder Datum noch Überschrift trägt. (Das Original ist äußerst eilig geschrieben.) Von den 14 noch fehlenden Briefen ist dagegen kein einziger so gedruckt, als trüge er das volle Datum von der Hand des Schreibers; bei sechs finden wir zwar ein Datum, aber ein unvollkommenes, z. B.: „Mai 1856, Zürich", ohne Angabe des Tages, oder „Genf 1866", ohne Angabe des Monats und des Tages; oder wir finden z. B. bloß „München", ohne Angabe des Jahres und des Monats; einer der wichtigsten Briefe, Nr. 19, trägt weder Datum, noch Ortsangabe. Von den übrigen sechs ist zwar im Praegerschen Text, außerhalb des Briefes, das angebliche Datum erwähnt, aber auch hier nur bei zweien

(Nr. 4 und 15) das vollständige Datum, wie es Wagner zu schreiben pflegte; sonst finden wir nur Angaben wie die folgenden: „Wagner schrieb mir im Oktober 1858 von Venedig aus“ — — „der nächste Brief kam von Biebrich im August 1862“ usw. Nun ist aber die Tatsache, ob ein Mann seine Briefe datiert oder nicht, und wie er sie datiert, etwas für seine Individualität sehr Charakteristisches. Und gerade so wie die kräftige und zugleich zierliche, fabelhaft gleichmäßige Handschrift und der breite Rand, so ist auch die peinlich genaue Angabe von Ort, Tag, Monat und Jahr für Wagners Briefe bezeichnend. Hunderte von seinen Briefen sind bekannt, und nur ganz wenige sind undatiert; noch seltener findet man unvollkommen datierte. Selbst in den 200 Briefen an Liszt findet man nicht 30 ohne Datum, und zwar sind das dann immer entweder Zeilen, die wie ein Postskriptum auf ein unmittelbar vorher abgeschicktes, längeres Schreiben folgen, oder überhaupt ganz kurze Notizen, womöglich ohne Anrede und Unterschrift (vergl. z. B. Briefe an Liszt, II, 137 und 138). In den Briefen an Uhlig kommt es viel seltener vor, und solche Bezeichnungen wie „Anfang März“, „Mitte Mai“ usw. deuten hier jedenfalls darauf hin, daß der Brief nicht an einem Tage geschrieben wurde. Ganz undatierte Briefe oder solche, die bloß das Jahr tragen, findet man nur vereinzelt. Das Verhältnis ist ungefähr dasselbe wie in den aufgefundenen Briefen an Praeger, wo unter 21 Briefen ein einziger

undatiert ist. Da aber Praeger in seinem Buche das ausführliche Datum von diesen 20 Briefen angibt (und die Richtigkeit seiner Angaben kann ich bezeugen), wir also hier eine seiner gewöhnlichen Nachlässigkeiten nicht vorauszusetzen haben, so können wir uns wohl erstaunt fragen, warum die 14 unaufgefundenen Briefe undatiert oder in einer Weise datiert sind, die bei Wagner durchaus nicht üblich war? und warum wir selbst in dem begleitenden Texte Praegers nur von zweien das genaue Datum erfahren? „Merkwürd'ger Fall!"

Einstweilen begnüge ich mich damit, einiges Kopfschütteln verursacht zu haben, und gehe gleich zu einem weiteren Lichtpunkt über, der uns aus obiger Tabelle entgegenleuchtet.

Daß der von Praeger mitgeteilte, angebliche Text von Wagners Briefen mit den Originalbriefen auch nicht in einem einzigen Satz genau übereinstimmt, daß ist nunmehr, durch die vorliegende Publikation, ein für allemal festgestellt; belustigende Beispiele von Praegers reicher Erfindungsgabe werde ich weiter unten vorführen; die Leser meiner Praeger-Kritik werden sich aber entsinnen, daß einige Briefe sich noch außerdem vor den anderen dadurch auszeichnen, daß sie ganz und gar Ungereimtes enthalten: Angaben, die mit den historischen Tatsachen in direktem Widerspruch stehen, oft sogar mit den von Praeger selber berichteten, oder aber, derselbe Brief lautet in der deutschen und in der englischen Ausgabe total verschieden. Diese merkwürdigsten Briefe befinden

sich nun ausnahmslos unter den nicht aufgefundenen!

Der erste fehlende Brief (Nr. 4) ist derjenige, in welchem Wagner Praeger an Dinge „erinnert", die dieser unmöglich wissen konnte, wodurch dann auch verschiedene Änderungen in dem darauffolgenden Briefe nötig wurden.*) Der zweite fehlende Brief (Nr. 12) ist derjenige, in welchem Wagner im Mai 1856 von der begonnenen Komposition des „Siegfried" spricht und Praeger in Zürich erwartet, während wir wissen, daß er damals „Siegfried" noch nicht angefangen hatte, und daß er überhaupt nicht in Zürich, sondern in Mornex bei Genf weilte. Der dritte fehlende Brief (Nr. 13) ist einer, dessen Datierung unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet — — wenn Praegers Besuch wirklich im Jahre 1856 angenommen wird. Die Briefe 15, 16, 17 gehören zu denjenigen, bei welchen die Unähnlichkeit zwischen dem englischen und dem deutschen Text Einen schon schwindlig macht. Dann folgen die berühmten zwei Briefe — Nr. 19, über Frau Minna Wagner, und Nr. 20, über den König von Bayern — wo kein einziger Satz mehr in der deutschen und der englischen Ausgabe übereinstimmt. Und so weiter.

Mußten wir also über die äußere Form dieser Briefe den Kopf schütteln, so macht uns ihr Inhalt noch viel bedenklicher, und ich will ohne weitere

---

*) Vergl. S. 74.

Umstände meine Uberzeugung aussprechen: daß die Mehrzahl dieser fehlenden Briefe ganz und gar apokryph ist, andere durch Interpolationen bis zur Unkenntlichkeit entstellt worden sind.

Von einem dieser Briefe glaube ich beweisen zu können, daß er einzig und allein Praegers Erfindungskraft sein Dasein verdankt; es ist dies der Brief Nr. 26, derjenige, welcher in der englischen Ausgabe des „Wagner, wie ich ihn kannte" als „eine sehr kurze Mitteilung", in der deutschen Ausgabe als „ein langer Brief" bezeichnet wird. In diesem „langen Brief" nun, vom Juli 1870, soll Wagner seine bevorstehende Verheiratung dem Praeger mitgeteilt und ihm ausführliche Erklärungen hierüber gegeben haben, die Praeger nur „aus Diskretion" unterdrückt. Sehr kurze Zeit darauf, nämlich am 11. November 1870, schreibt aber Wagner an Praeger, um ein Weihnachtsgeschenk für seine Frau zu bestellen, und gleich als er die Worte „meine Frau" geschrieben hat, fällt ihm ein, daß Praeger von seiner Verheiratung vielleicht noch nichts erfahren hat, und er setzt in Klammern hinzu und mit einem großen Fragezeichen: „Du kennst das tiefernste Glück, das mir widerfahren ist?" Praeger hat in seinem Buche den Sinn dieses gewichtigen Zwischensatzes in das gerade Gegenteil umgekehrt, indem er Wagner, ohne Fragezeichen, reden läßt: „Du weißt ja, wie groß mein Glück ist". Aus diesem Fragezeichen geht aber zur Gewißheit hervor, daß Wagner im

Juli 1870 den angeblichen „langen Brief“ an Praeger nicht geschrieben hatte: denn bedenkt man des Meisters enormes Gedächtnis, die hohe Bedeutung der Begebenheit und den seltenen Grad von Intimität, welchen eine derartige Auseinandersetzung voraussetzt, so ist es geradezu undenkbar, daß Wagner schon im November diesen Briefwechsel total vergessen hatte, so daß er bei der Erwähnung seiner Gattin die Frage einschalten konnte: „Du kennst das tiefernste Glück, daß mir widerfahren ist?“ — Ob diese Beweisführung juristisch vollwichtig ist, weiß ich nicht; aus dem Gesagten ergibt sich aber die moralische Gewißheit, daß der Brief Nr. 26 apokryph ist.

Da ich heute nur wenig Raum zur Verfügung habe, so werde ich es nicht näher begründen, daß ich die Briefe Nr. 19, 20 (gerade die von allen Zeitungen am meisten zitierten) ebenfalls für gänzlich apokryph halte. Mr. W. Ashton Ellis hat mich darauf aufmerksam gemacht, daß diese Briefe durchaus den Anschein haben, nach Briefen an Frau Wille „frei componirt“ zu sein; ein jeder kann sich davon überzeugen*); hierdurch würde es sich auch erklären, daß die englische und die deutsche Fassung dieser zwei Briefe zwar auf einen gemeinsamen Untergrund hinweisen, sonst aber durchwegs von einander ver-

*) Vergl. „Deutsche Rundschau“ 1887, V und VI. 1908 in Buchform in zweiter Auflage erschienen unter dem Titel: Richard Wagner an Eliza Wille. (Schuster & Loeffler, Berlin.)

schieden sind; es sind eben wahrscheinlich verschiedene Bearbeitungen nach derselben Quelle. Und daß Praegers Vorwort vom Jahre 1885 datiert ist*), also von früher her als Frau Willes Publikation, tut nichts zur Sache, da Praeger mit dem Vorwort begann und bis kurz vor seinem im Jahre 1891 erfolgten Tode an diesem Buche gearbeitet hat.

Ganz ohne Einfluß dürfte Frau Wille auch auf Brief Nr. 23 nicht gewesen sein. Und auch von den Briefen Nr. 15, 16 und 17 glaube ich behaupten zu können, daß sie ganz oder zum großen Teil apokryph sind.

Aus all diesen Erwägungen ergibt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, daß nicht 14 Briefe, sondern in Wirklichkeit eine geringere Anzahl fehlen. Können wir hoffen, diese noch fehlenden Briefe je aufzufinden? Hierüber kann ich folgendes berichten.

In London besuchte ich die Witwe von Ferd. Praeger und erkundigte mich eingehend nach dem Verbleib dieser wichtigen Dokumente. Frau Praeger hat mir nun ausdrücklich und wiederholt versichert, diese sämtlichen 14 Briefe seien von ihrem Gatten vernichtet worden, und zwar, weil sie Mitteilungen intimer Natur enthielten. An der unbedingten Wahrheitsliebe dieser Dame darf niemand zweifeln; es fragt sich aber, ob wir ihrem Gedächtnis und ihren Informationen trauen können? Es erscheint

*) In der deutschen Ausgabe vom 14. Januar, in der englischen vom 15. Juni.

zunächst unwahrscheinlich, daß Wagner dem Ferd. Praeger jemals sehr intime Mitteilungen gemacht hat; alles spricht dagegen; und was könnte wohl der Brief Nr. 4, z. B., an einen ihm noch gänzlich unbekannten Herrn, denn so gefährlich „Intimes" enthalten haben? Sodann zeugt Praegers Buch nicht dafür, daß der Verfasser außer seinen übrigen Tugenden auch die der Diskretion besessen habe. Und dann, wer auf dieser Welt vernichtet denn derartige Dokumente?

Zusatz 1908. — Inzwischen drang die erstaunliche Nachricht durch die Zeitungen, Frau Praeger habe am 18. April 1894 beim Räumen auf dem Boden eine kleine Holzkiste entdeckt, die unter anderem 15 Briefe Wagners an Praeger und einen Brief an Frau Praeger enthielt. Hier war eine günstige Gelegenheit gegeben, Praeger wenigstens teilweise zu rehabilitieren, wenn wirklich die aufgefundenen Briefe mit den Veröffentlichungen in seinem Buche übereingestimmt hätten; es muß aber nicht der Fall gewesen sein. Im Londoner „Musical Standard" vom 15. Mai 1894 wurden allerdings zwei Briefe veröffentlicht, deutsch und englisch, leider aber in einem so verwahrlosten Text, daß es unmöglich war, sie für unsere Publikation zu verwenden, trotzdem nicht bezweifelt wird, daß authentische Originale zugrunde liegen. Der Rest war Schweigen; von den übrigen Briefen hat seit jener Zeit nichts verlautet. Jene zwei veröffentlichten

aber tragen zur Lösung des oben geschilderten Dilemmas nichts bei; denn es sind andere Briefe! Der eine ist vom 27. Dezember 1857, der andere ist vom 17. Januar 1858, beide würden also auf unserer Liste zwischen den Nummern 13 und 14 Platz finden. Ein Kommentar ist überflüssig.

Beispiele der Umarbeitungen, welche Wagners Originalbriefe bei Praeger erlitten haben. — Es wäre verlockend, die Originalbriefe und die Praegersche Fassung in Gegenüberstellung zu drucken. An diesem Orte mußte davon abgesehen werden, da es sich nicht geziemt hätte, die Aufmerksamkeit immerwährend von den wahren Worten des Meisters auf das Kauderwelsch und auf die Interpolationen Praegers zu lenken. Nur einige Beispiele mögen hier für diejenigen folgen, welche die Mühe eines Vergleichs mit dem Buche scheuen.

Wir finden bei Praeger alle Gattungen von — „Umarbeitung", nämlich: Zusätze, Auslassungen und gewaltsame Sinnesänderungen.*) Gleich der Anfang des allerersten Briefes liefert ein ergötzliches Beispiel.

Wagner leitet seinen ersten Brief mit folgenden zwei Sätzen ein: „Verehrtester Herr! Sie wissen

*) Daß die Sprache in keinem einzigen Satze mit dem Original übereinstimmt, davon sehe ich hier ab, da die Briefe zugestandenermaßen aus dem Englischen zurückübersetzt wurden. Die Interpolationen usw. finden sich aber ganz ebenso in dem englischen Text und mit mannigfachen freien Variationen.

vermuthlich, daß ich mit Ihnen — durch die Röckels — bereits bekannt bin, auch wohl, daß ich weiß, daß ich Ihnen verpflichtet bin. In einer Angelegenheit, die Ihnen der beiliegende Brief des Papa Röckel sofort zum Verständnis bringen wird, muß ich mich nun direkt an Sie wenden."

Diese zwei Sätze lauten folgendermaßen bei Praeger (S. 236): „Ich schreibe Ihnen, mein lieber Praeger, als wie einem alten Freunde, Ihnen herzlich dankend, mir ein so wackerer Kämpe zu sein in einem fremden Lande und einem solch' konservativen Volke. Ihre Begeisterung für meine Richtung, welche mir August in einem kräftigen tüchtigen Artikel über die Dresdner Aufführung des ‚Tannhäuser' mitteilte, und die mir bewiesene Anhänglichkeit seitdem, gibt mir den Mut, ohne Weiteres Ihnen eine Last aufzubürden, in welchem Vorhaben mich auch noch ein Brief des alten Papa Röckel's bestärkt."

Das ist doch eine schöne Leistung, nicht wahr? Hätte Praeger ein besseres Dentsch geschrieben, er hätte es mit Bettina Brentano aufnehmen können.

Unmittelbar darauf folgt nun bei Praeger eine Auslassung. Wagner schreibt nämlich: „Sie ersehen, daß ich vom Secretair der philharmonischen Gesellschaft in London befragt worden bin, ob ich geneigt sei, die Konzerte derselben in der bevorstehenden Saison zu dirigiren." Praeger erzählt aber, er — Praeger — habe Wagner „den kommenden Antrag annoncirt" (vergl. oben S. 128); darum hat er diese Stelle, welche die Unwahrheit seiner Behauptung beweist, gestrichen.

Er gleicht diesen Ausfall durch eine charakteristische Interpolation aus, indem er zwei Zeilen weiter (S. 237) Wagner Worte in den Mund legt, welche er nie gesprochen, und welche einen von den kleinen Zügen bilden, wodurch Praeger es versteht, das Gesamtbild des Meisters gänzlich zu fälschen. Er läßt Wagner schreiben: „Sie können sich wohl leicht vorstellen, wie freudig ich mich der Idee hingebe, eine wenn auch nur momentane Unterbrechung dieses traurigen Exils zu finden, und einer Beschäftigung entgegenzusehen, in der ich mich geistig aussprechen kann." Keine Silbe findet man im Original über diese angebliche Freude und über die Unterbrechung des traurigen Exils. Es ist eine pure Erfindung des Herrn Ferdinand Praeger. Im zweiten Brief erfahren wir ja, welche Gefühle den Meister zu der Londoner Reise bestimmt haben, von Freude ist da nicht die Rede; und inwiefern kann ein aus Deutschland Verbannter eine Reise nach England als Unterbrechung des Exils betrachten? Der folgende Satz bei Praeger, in welchem Wagner fürchtet: „seine Energie von einem Comité zurückgedrängt zu sehen", ist ebenfalls vom ersten bis zum letzten Wort eine Erfindung. Und so geht es weiter, Brief für Brief, und fast Satz für Satz.

Die Virtuosität, mit welcher Praeger es versteht, sich selber in einem günstigen Licht zu zeigen, ist wirklich bewundernswert. Zum Beispiel, gleich den ersten Auftrag, den er von Wagner bekam (vergl. Brief 2), hat er erbärmlich schlecht ausgeführt

und durch seine Indiskretion das Gelingen des Planes vereitelt. Der Meister sagt ihm nun, wie man gesehen hat (erste Sätze des dritten Briefes S. 20), freundlich aber deutlich, daß *sein Vorgehen* ihn „unangenehm" berührt habe, „wenngleich Sie dazu vollkommen berechtigt waren". Praeger aber läßt ihn schreiben (S. 241): „Meinen besten Dank für Ihre Liebenswürdigkeit, sich soviel Mühe meinetwegen zu geben, und die Herren Direktoren der Philharmonie wegen einem ganzen Konzerte für meine Werke zu sondiren; wie wohl ich darum gebeten hatte, so war mir die *Antwort* doch sehr unangenehm."

Ganz besonders möchte ich noch darauf aufmerksam machen, wie unverantwortlich Praeger mit Wagners Äußerungen über andere umspringt. In dem achten der oben abgedruckten Briefe schreibt Wagner: „Den armen Hypochonder Lüders grüße nur recht kräftig von mir: Gott, wenn es dem lieben Menschen nach gegangen wäre, wie wohl hätte ich mich in London fühlen müssen! Wenn er manchmal in Feuer kam, war er ganz hinreißend." Praeger dagegen läßt ihn sagen (S. 294): „Besten Gruß meinem hypochondrischen Lüders, dessen Kulminationsattacken wirklich ganz unwiderstehlich grotesk waren. Ich sollte mich eigentlich recht wohl gefühlt haben in London." Wenn die schönen geschriebenen Worte über den tüchtigen Musiker und treuen, bescheidenen Freund Lüders durch Praegers Vermittelung zu einer so satirisch unliebenswürdigen

Bemerkung geworden sind, da wissen wir, was wir von den angeblich gesprochenen Worten (über Liszt und andere) zu denken haben.

Doch genug und schon zuviel. Wenn auch Herr Paul Lindau vor kurzem Praegers „unbedingte Wahrheitsliebe, die strenge Objektivität, die überall gewahrt wird", lobte und versicherte, „wem es darum zu tun ist, zu erfahren, wie Wagner war, nicht wie er hätte sein können, der wird sich von der Praegerschen Schrift mächtig angezogen fühlen", ich muß befürchten, daß jeder anständige Mensch von dem Anblick eines solchen Sumpfes von dummer Bosheit dermaßen angeekelt werden wird, daß er meinen Ausführungen kaum wird bis zu Ende folgen wollen.

Jedoch, ich habe noch Wissenswertes mitzuteilen.

Der Brief an Eduard Röckel. — Den Originalbrief an Eduard Röckel vom 15. Mai 1851 (vergl. Praegers Buch, S. 200) habe ich leider noch nicht zu Gesicht bekommen, und die „beglaubigte Abschrift", die ich mir verschafft habe, enthält eine Menge offenbarer Schreibfehler, die schwerlich im Original vorkamen, und durch die sogar der Sinn einzelner Sätze fast unverständlich wird. Bei meiner nächsten Reise nach England hoffe ich das Original selber abschreiben und zugleich mir die Erlaubnis zur Veröffentlichung erwirken zu können.

Eines kann ich aber jetzt schon feststellen:

Praegers Fassung des Briefes stimmt nirgendswo genau zu dem Original; folgende drei wichtige Stellen mögen die Unzuverlässigkeit seines Abdruckes bezeugen.*)

1. Wagner schreibt nicht: „Ich war bis zum letzten Kampfe aktiv in der Revolution betheiligt"; sondern: „Ich begleitete den Aufstand noch bis zu seinem letzten Erlöschen."

2. Wagner schreibt nicht: „Ich wurde von allen Seiten mit Fragen nach August bestürmt, hatte ihn aber selbst seit Montag Abend nicht mehr gesehen"; sondern: „ich wurde von allen Seiten nach August gefragt, von dem man seit Montag Abend nichts mehr wußte."

3. Wagner schreibt nicht: „Was in mir mehr Uberlegung war, war beim August Aktion"; sondern: „Was bei mir doch mehr nur Beschaulichkeit war, war bei August aber Thätigkeit."

Diese Beispiele mögen für heute genügen. Sie können es um so eher, als sie gerade drei der wichtigsten Sätze im Briefe betreffen. Der erste Satz ist der, welcher als beweisführend für Wagners aktive Beteiligung von den meisten Rezensenten angeführt wurde. Der zweite enthält die Fälschung, durch welche Praegers freche Lüge von einer Beteiligung Wagners bei der Herstellung der berühmten Pechkränze, am Montagnachmittag, einen Anschein

*) Ich bitte hierzu die ausführliche Kritik, S. 106 ff., zu vergleichen.

von Möglichkeit erhalten soll. Der dritte Satz ist von sehr großer Wichtigkeit, weil er Wagners ausdrückliche Versicherung enthält, seine Beteiligung an den politischen Vorgängen sei „doch mehr nur Beschaulichkeit“ gewesen.

Der Brief Richard Wagners an August Röckel nach Prag, 1849. Durch die besondere Güte des Herrn Dr. Hugo Dinger sind wir in der Lage, an dieser Stelle den bisher unbekannt gebliebenen, vielbesprochenen, so verhängnisvollen Brief im Wortlaut zu veröffentlichen, welchen Richard Wagner vor dem Ausbruche der Dresdener Unruhen an August Röckel nach Prag gerichtet hatte, und woraufhin die Verfolgung des Schreibers „wegen Antheilnahme an der aufrührerischen Bewegung“ eingeleitet ward. (Vergl. in der vorliegenden Schrift S. 117 ff.) Wir erinnern uns: Praeger „citirte“ auf seine Weise diesen, auch ihm völlig unbekannten Brief, der in den Dresdener Gerichtsakten vergraben lag, indem er die kurze Andeutung seines Inhaltes in Röckels Buche „Sachsens Erhebung“ einfach — nein vierfach — nämlich an vier Stellen seines „Wagner, wie ich ihn kannte“ verschieden — in die direkte Redeform umsetzte, als läge das Original ihm vor, wie jetzt, zum ersten Male, den Lesern dieser Zeilen. Herr Dinger war so freundlich gewesen, eine wortgetreue Abschrift nach den Untersuchungsakten an das Archiv in Wahnfried einzusenden, welche wir mit der Erlaubnis des Spenders und der Archivbesitzer hiermit veröffentlichen.

Liebster Freund!

Hoffentlich bist Du glücklich in Prag angekommen. Ich bin in diesem Augenblicke sehr aufgeregt und zerstreut nach bestandenem heftigen Aerger mit Römpler und Katz*), denen Minkwitz**) keinen ordentlichen Auftrag bis jetzt gegeben hat: dennoch hoffte ich Dich gründlich beruhigen zu können, da eine Unterbrechung des Fortganges nach meinen getroffenen Vorkehrungen nun nicht stattfinden wird.

Liebster, komm (zurück) sobald zurück, als es Dir nur irgend Deine Patientin möglich macht! Hier ist es sehr unruhig, alle Vereine, auch die sämmtliche Communalgarde, selbst das hier liegende Regiment „Prinz Albert" haben die energischsten Erklärungen für die deutsche Verfassung abgegeben: auch der Stadtrath. Man macht sich auf einen entscheidenden Conflikt, wenn nicht mit dem König, so doch jedenfalls mit preußischen Truppen gefaßt; man kennt nur noch eine Furcht, nämlich, daß eine Revolution zu früh ausbrechen könnte. An reaktionären Schritten der Regierung ist unter solchen Umständen gar nicht zu denken, auch ist nirgendher der Versuch dazu (ge=) verspürt worden.

Ungarische Husaren sind aus Böhmen in Freiberg angekommen. Alles erklärt sich in Adressen für sie. Kurz, es herrscht hier die größte Aufregung, und ich würde Dir aus ganzem Herzen raten, sehr schnell

*) Druckerei der Röckelschen „Volksblätter".

**) Advokat, Röckels Rechtsbeistand.

zurückzukommen, da Deine Frau und Kinder unter solchen Umständen in großer Unruhe sind. Im übrigen ist Deine Frau gesund und wohl, auch ist Schubert keineswegs dringend, so daß Alles gut steht; nur die politische Unruhe macht ihr Sorge, und der Schutz ihres Gatten ist (ihr) Deiner Frau sehr ersehnt. — Auch dürften Dich jetzt Deine Patienten in Limbach (sehnlichst) sehnsüchtig erwarten. —

Die Sachen besorgt Deine Frau erst heute, und abends gehen sie ab. Das von Dir besonders verlangte habe ich nicht beilegen lassen, aus Gründen, die ich zu vertreten gedenke.

Ich kann Dir in diesem Augenblick nichts weiter schreiben, als: komm' so bald als möglich zurück.

Dein

R. W.

Dresden, 2 Mai 1849.

Ferdinand Praeger. — Ohne Theorien können heutzutage die meisten Menschen nicht auskommen; wir haben keine volle Freude an den schönen blauen Himmel, solange wir nicht wissen, warum er blau ist. Daher mag es kommen, daß ich eine ganze Anzahl brieflicher und mündlicher Anfragen von Lesern der ersten Praeger-Kritik erhielt, die zwar gegen die zwingende Beweiskraft jener Darlegung nichts einzuwenden hatten, die aber meinten, zweierlei hätte ich zu erklären unterlassen: wie Wagner mit einem solchen Menschen — wenn

auch nur vorübergehend — sich habe befreunden können? und welche Ursache Praeger gehabt habe, ein derartiges, offenbar in böswilliger Absicht verfaßtes Pamphlet zu schreiben? Diese Fragen zu beantworten, fühle ich mich durchaus nicht verpflichtet, denn in dieser ganzen kritischen Untersuchung stand ich auf dem festen Boden der Tatsachen, ich konnte die Zustimmung eines jeden denkenden, ehrlichen Menschen gewissermaßen erzwingen; mit der Frage nach dem Freundschaftsverhältnis lockt man mich dagegen auf ein psychologisches Gebiet hinaus, wo sowohl beim Verfasser wie beim Leser die subtilste Menschenkenntnis und ein ungewöhnlicher Grad von Vertrautsein mit Richard Wagners Charakter und Lebensgang zur Verständigung vonnöten wären; und die Frage nach der bewegenden Ursache in Praegers Seele läßt wahrscheinlich keine andere, als eine hypothetische Antwort zu. Bezüglich dieser beiden Punkte will ich also nur einige kurze Bemerkungen machen; die vollkommene „Theorie" möge jeder nach seinem Geschmack aufbauen.

Mit Wagners Freundschaften ist es ein eigenes Ding. Wer geflissentlich übersieht, daß das Genie nicht bloß in seinen Werken, sondern in allen Lebensäußerungen „Genie" — d. h. schöpferisch — ist und bleibt, wird es hier schwerlich jemals bis zum Verständnis bringen. Ich erinnere daran, was der Meister an Uhlig (Brief 22) nach dem Tode seines Papageis schreibt: „Ich müßte Bücher darüber schreiben, um denen, die mich auslachen könnten,

begreiflich zu machen — was einem Menschen — der mit Allem nur auf die Phantasie angewiesen ist — solch' ein kleines Geschöpf sein und werden kann." Diese „Phantasie" hat aber — in Verbindung mit der leidenschaftlichen Sehnsucht nach Geliebt- und Verstandensein — die Hauptrolle bei fast allen Freundschaftsverhältnissen Wagners gespielt; das liegt auf der Hand; nur daß jenes Aufrütteln aus dem Traume, welches beim Tier die unerbittliche Hand des Todes vollbrachte, die sogenannten „Freunde" selbst besorgten, indem sie früher oder später ihre geistige Unzulänglichkeit oder ihre Herzensdürre in allzu grellem Lichte hervorkehrten. Die zahllosen Geschichten von Wagners „Undankbarkeit", von seinem gewaltsamen Entfernen altbewährter Freunde usw. usw. gehören hierher; ebenso die häufig gehörten Klagen, die Angehörigen des Meisters suchten jetzt noch (aus unauffindbaren Gründen) die Erinnerung an alte Intimitäten zu verwischen oder auf ein Geringes zu reduzieren. Und immer — und gerade diese Tatsache ist zur Beleuchtung unseres jetzigen Falles interessant — immer wird auf Briefe Wagners hingewiesen, aus welchen hervorgehen soll, daß dieser und jener sein „bester Freund" war. Der schönste Brief Wagners, den ich kenne, ist vom Meister an einen Menschen gerichtet, der in keiner Weise seiner Freundschaft, ja, kaum seiner Aufmerksamkeit würdig war, an eine vorübergehende Bekanntschaft, die seine „Phantasie" allein zu einem wahren Freunde erhoben hatte; nachdem er hier sein Herz ausgeschüttet

hat: „Glauben Sie mir, die Bitterkeiten, die Unser Einer empfindet, weiß noch Niemand zu ergründen — —“, schließt er: „Es ist möglich, daß der Schooß Ihrer Familie mir einmal zur Zuflucht dienen muß. Ich bedarf so sehr der Liebe!“ Solche Beispiele zeigen, wie sehr vorsichtig man in der Deutung von Wagners brieflichen Herzensergüssen sein muß. Diese beweisen zunächst immer nur sein leidenschaftliches „Bedürfnis nach Liebe“ und sodann seine gänzliche Vereinsamung; sie als ein Zeugnis von dem Wert des Adressaten aufzufassen ist mehr naiv als weise. Weit entfernt also, aus Wagners Briefen an Praeger auf ein nahes Verhältnis zwischen den beiden Männern schließen zu sollen, gebe ich zu bedenken, ob nicht gerade dieser Fall, und der soeben angeführte ähnliche, uns eine sehr beherzigenswerte Lehre in bezug auf des Meisters Korrespondenz im allgemeinen, und somit auch in bezug auf sein ganzes Leben und Wesen geben?

Und dann: Praeger hat dem Meister Dienste geleistet, gleichviel ob große oder kleine, ob geschickt oder ungeschickt. Und wir sehen hier, daß Wagners Gefühle der Dankbarkeit niemals erloschen: „Tristans Ehre — höchste Treu'!“ Die ausführlichsten und herzlichsten Briefe fallen sämtlich in die Zeit nach den Londoner Tagen und vor Praegers zweitem Zusammentreffen mit Wagner (in Zürich), d. h. zwischen 1855 und 1857. Alle Briefe Wagners nach 1857 sind auch äußerlich als sehr eilig, fast flüchtig geschrieben zu erkennen. Praegers Besuch

1857 dürfte die Veranlassung gewesen sein, daß die Korrespondenz plötzlich aufhörte; inmitten des Londoner Trubels waren Illusionen noch möglich gewesen, aber beim vertrauten Beisammensein in Zürich zeigte sich bereits die ganze Leere dieses Menschen.

Übrigens habe ich mich in London überall fleißig nach Praeger erkundigt und war so glücklich, mir von Leuten, die ihn, einige 20, andere 30 und mehr Jahre gekannt hatten, eingehend über ihn berichten lassen zu können. Die Aussagen waren merkwürdig übereinstimmend. Alle sagten, Praeger sei, was man einen „guten Kerl" nennt, gewesen, ein freundlicher, gemütlicher Mensch, stets zu dienen bereit*), aber allerdings nicht sehr geschickt, sondern „fussy" (d. h. einer, der viel Wesens von Kleinigkeiten macht). Er hatte auch immer große, weltbewegende Taten vor: Schriften und Opern und alles mögliche, worüber seine Freunde ihn aber stets harmlos verlachten, da er trotz einer gewissen oberflächlichen Leichtigkeit gänzlich unbegabt und jeder Spur von Originalität bar war; es blieb auch beim Vorhaben. Er soll ein pflichttreuer Lehrer gewesen sein, hat aber sonst auf keinem Gebiete irgend etwas geleistet. Die Londoner, die ich befragte, lachten alle laut auf über die Idee, dieser Mann sei jemals ein intimer Freund Wagners gewesen. Eine Gabe aber — und auch hier waren die Berichte übereinstimmend —

*) Wie Wagner an Liszt berichtet hatte: „eine gute Seele".

soll Praeger in geradezu verblüffendem Maße besessen haben: die Gabe, welche sonst nur bei Jägern und Reisenden vorausgesetzt wird. Er war sogar in ganz London, infolgedessen, unter einem Beinamen bekannt, den ich hier nicht hersetzen kann, — leider! Das Erfinden und das Hinzudichten ist zwar ziemlich verbreitet, bei Praeger war diese Anlage aber so abnorm entwickelt, daß alle seine Erzählungen zu epischen Dimensionen heranwuchsen. Unter anderen auch die natürlich, welche sich auf Wagner bezogen. Einem (auch in Bayreuth sehr bekannten und geschätzten) Herrn erzählte er z. B., er — Praeger — habe mit Wagner 1849 auf den Barrikaden gekämpft, was dieser Herr ihm natürlich glaubte, bis er zufällig erfuhr, Praeger habe in dem betreffenden Jahre London nicht verlassen! Er pflegte auch zu erzählen — ich erfuhr es von verschiedenen Seiten, — er habe nicht nur zu „Tristan" die Anregung gegeben, sondern auch „Der Ring des Nibelungen" sei seine Idee, er habe den Stoff zugerichtet und Wagner vorgeschlagen! — — — Man sieht, es handelt sich um einen entschieden psychopathischen Fall.

Hiermit habe ich wohl auch bereits zur Beantwortung der zweiten theoretischen Frage — warum Praeger ein so erbärmliches Machwerk hervorbrachte? — Bausteine geliefert.

Manchen Lesern wird das aber noch lange nicht genügen. Von verschiedenen Seiten bin ich aufgefordert worden: „offen zu erklären, daß das Ganze

ein Racheakt für das Judentum in der Musik sei". Das kann ich aber um so weniger unterschreiben, als ich überzeugt bin, diese Ansicht ist eine irrtümliche.

Daß manche Eigentümlichkeit Praegers in seinem „Judentum" begründet liegt, ist klar: ich habe auch schon genügend darauf hingedeutet. Aber daß Praeger sich zu einem so hohen Standpunkte aufzuschwingen vermochte, wie diese Theorie voraussetzt, das kann ich nicht glauben. Das „Judentum in der Musik" erschien schon 1850 und kam ganz sicher Praeger zu Gesichte, da er ein Mitarbeiter an Brendels Zeitschrift war; also fünf Jahre, ehe er Wagner zum ersten Male traf, hätte er ihm Rache geschworen und sein ganzes späteres Benehmen und seine dreißigjährige offene Parteinahme für den Meister wäre eine schlaue „captatio benevolentiae" gewesen?

Eine weit plausiblere Idee würde sich aus einer Tatsache ergeben, die mir von der allerbestunterrichteten Seite in London mitgeteilt wurde: daß, als der Meister, nach einem Zeitraume von zweiundzwanzig Jahren, im Jahre 1877 London wieder besuchte, er sich sehr kühl gegen Praeger benahm, ihn kaum empfing und alles tat, sich von seiner ihm lästigen Gesellschaft zu befreien. Das mag allerdings für den „früheren Waffengenossen auf den Barrikaden", für den „Erfinder von Tristan und dem Nibelungenring" eine bittere Erfahrung gewesen sein; vor aller Menschen Augen schwanden die schönen Luftschlösser hin. Und ich vermute, daß

der Hebräer, wie der Germane, eine Verſündigung gegen die Eitelkeit ſeiner eigenen kleinen Perſon weit ſchmerzlicher empfindet als die gegen den Stolz ſeiner Nation.

Doch auch auf dieſe Hypotheſe will ich kein beſonderes Gewicht legen.

Milton unterſcheidet zwei Arten Menſchen, die die Unwahrheit ſprechen: die einen lügen aus unwillkürlichem Antrieb und eingeborener Neigung, die anderen aus wohlbedachter Abſicht. In Praegers „Wagner, wie ich ihn kannte“ ſcheinen ſich dieſe zwei Gattungen von Lügnern ein Stelldichein gegeben zu haben. Manche Unwahrheiten in dieſem Buche ſind ſo plump-albern, daß man eher geiſtige Schwäche, als böſe Abſicht dahinter ſuchen möchte; andere dagegen ſind ſo ſchlau und ſetzen ſo viel Kombinationskraft voraus, daß man die planmäßige Geſchichtsfälſchung am Werke zu ſehen meint. Ich glaube, wir tun am beſten, wenn wir das ganze Problem den Pſychiatern und den Juriſten überlaſſen. Was das große Publikum in Deutſchland aber laut verlangen und fordern ſollte, das iſt, daß ein ſo ſkandalöſes Machwerk, deſſen Feilbietung dem deutſchen Buchhandel eine Unehre bedeutet, aus der Öffentlichkeit zurückgezogen werde.

Es kommt hierbei gar nicht darauf an, ob man „Wagnerianer“ iſt oder nicht. Es gibt etwas, was höher ſteht als „Anertum“; das iſt Ehre. Und

kein Mann von Ehre, wäre er auch sonst der erbittertste Gegner Richard Wagners, wird ohne Entrüstung zu empfinden erfahren, daß dieses Buch — durch eine leichtsinnige Kritik zu Ruf und Verbreitung gelangt — auf fast jeder Seite den schimpflichen Stempel der Unwahrheit, ja häufig sogar der Dokumentenfälschung trägt. Nicht als „rabbiater Wagnerianer" habe ich gegen Praegers „Wagner, wie ich ihn kannte" gekämpft, sondern einfach als ehrliebender Mann; darum richtet sich auch mein Ruf nicht bloß an die speziellen Anhänger des Bayreuther Meisters, sondern an alle ehrliebenden Deutschen. Auf die materielle Unterdrückung kommt es nur in zweiter Reihe an; das wichtigste ist, daß das ganze Publikum den wahren Charakter von Praegers „Wagner, wie ich ihn kannte" erkenne, so daß diese schmähliche Schrift, moralisch vernichtet, unter dem Druck der allgemeinen Verachtung verschwinde.

Richard Wagner
über Ferdinand Praeger

1908. — Inzwischen hat uns Glasenapp in der dritten Auflage seiner Wagnerbiographie, in der zweiten Abteilung des zweiten Bandes, S. 63, Wagners eigenes Urteil über Praeger mitgeteilt; es bildet den passendsten Schlußstein zu der kleinen Schutzwarte, die Ellis, Wolzogen und ich hier aus ziemlich roh zugehauenen Blöcken aufgerichtet hatten

Im Jahre 1857 warnte den Meister ein Londoner Freund, er dürfe sich auf Praeger nicht verlassen; dieser „verrate" ihn und „mißbrauche sein Vertrauen". Also schon dazumal, dreißig Jahre, ehe dieser „Freund" sein schmähliches Buch zu schreiben begann, wußten Tieferblickende, wessen man sich von dorther zu gewärtigen habe! Doch Wagner nahm die Sache nicht tragisch, weil er sich bewußt war, Praeger gar kein Vertrauen geschenkt zu haben. Er schreibt: „Jedenfalls muß Ihnen doch klar geworden sein, daß ich nur einen sehr oberflächlichen Umgang mit ihm hatte; wenn es aber häufiger war, so kam dies daher, daß ich, bei meiner leidenschaftlichen und ernsten Natur, in dergleichen Umgang mehr Befriedigung eines Bedürfnisses des nonchalanten Michgehenlassens, einer ausspannenden Behaglichkeit suchte, als irgend

etwas anderes. Ich suche dann Bequemlichkeit, und werde durch Gefälligkeit und Geschmeidigkeit leicht gewonnen: auch ist es mir dann lieb, wenn ich jemand zur Hand habe, den ich ein wenig hänseln kann, weil mir das wohl thut. Dies war, sehen Sie, der Inhalt meines Verkehres mit Praeger, und urteilen Sie, ob ich je in den Fall kommen kann, von ihm verraten zu werden: das ist rein unmöglich! Über ihn selbst habe ich noch nie Veranlassung genommen, tiefer nachzudenken; für jetzt aber fürchten Sie nichts wegen meiner. Mein ‚Vertrauen' kann Praeger unmöglich mißbrauchen; in der Lage ist er wahrlich nicht zu mir."

Über die Briefe von

Richard Wagner

an

Minna Wagner

schreibt Max Koch in der Schlesischen Zeitung:

Noch mehr als alle bisherigen Veröffentlichungen aus Wagners Nachlaß müssen diese Briefe dazu beitragen, die künstlich erzeugten Nebel zu scheuchen, welche so lange Wagners wahres Bild verhüllten, das Bild eines großen und edlen, in allen Lebenslagen wahr und warm empfindenden Mannes, der sich aus Kampf und Sturm, Not und „Leiden, wie keiner sie litt", zur Reinheit des Mitleidens als Mensch und Künstler emporgerungen hat. Die Einheit des großen Künstlers mit dem großen und guten Menschen leuchtet gerade durch diese Briefe an seine erste Frau aufs herrlichste hervor.

Hans v. Wolzogen in den Bayreuther Blättern:

Auf das Leben Wagners fällt aus diesen Briefen ein wunderbares Licht, ein Licht, das die kurzsichtigen Menschenaugen mit dem Ausdruck höchsten Erstaunens füllen wird. Einen unendlichen Gewinn trägt das Gemüt des Lesers davon, wenn es sich durch diese zwanzig Jahre hindurch hat einweihen lassen in das Wunder des Herzens, welches allein die Fortdauer dieses menschlich leidenvollen Verhältnisses möglich machte. Welch übermächtige Kraft ließ solch ein einziges Beispiel der Treue erstehen und bestehen?

Oskar Bie in der Neuen Rundschau:

Der ewige Wert dieser Briefe liegt in ihrer Tragik. Es ist von einer furchtbaren Schönheit,

zu sehen, wie dieser Mann einer etwas eilfertig geheirateten Frau bis zum äußersten Punkt anhänglich bleibt, seine Pflicht hält und seine Güte beweist. Niemand soll auf Minna Steine werfen, sondern man soll die wunderbaren Gänge ihres Schicksals verstehen.

J. V. Widmann im Berner Bund:

Diese Veröffentlichung wird endlich dem Gerede ein Ende machen, als habe Wagner an seiner ersten Frau herzlos gehandelt. Wagner war bemüht, viele Jahre lang mit unendlicher Geduld ein Verhältnis aufrecht zu erhalten, das mancher, weniger rücksichtsvolle Künstler rasch würde gelöst haben. Man darf es geradezu bewundern, wie Wagner sich mit Minna's nie endenden Vorwürfen abfand, und trotz diesem Zwiespalt seiner Frau die herzlichste Neigung bewahrte. Wir haben in diesen wunderbaren Briefen nicht den feierlichen Wagner, sondern den menschlich-schlichten, gemütlichen Wagner, den wir bisher zu wenig kannten: Wagner im Schlafrock und Pantoffeln — das ist vielfach der Eindruck, den man aus diesen Briefen empfängt; aber wir setzen hinzu, daß er auch im Schlafrock und Pantoffeln der große Künstler bleibt, ja, daß seine künstlerisch große und vor allem seine menschlich faszinierende Persönlichkeit in diesen intimen Briefen stärker hervortritt, als in seinen an andere Personen gerichteten Briefen. Es bleibt das wichtigste Lebenszeugnis für seine echte Natur. Von einer Seite, von welcher die Welt ihn bisher nicht kannte, zeigt er sich hier. Sehr viel, was bisher über Wagner geschrieben wurde, muß nun ergänzt und neu geschrieben werden.

Preis des Werkes:

Geheftet 8 M., in Leinen 10 M., in Halbfranz 12 M.

Über die Briefe von

Richard Wagner

an

Eliza Wille

schreibt die Breslauer Zeitung:

Diese Briefe, voll des intimsten, persönlichsten Charakters aus Wagners schmerzvollster Zeit und seinen ersten strahlenden Ruhmestagen, erschließen uns tief sein inneres Leben. Eine kluge Frau von feinster Bildung begleitet diese Briefe mit einsichtsvollem Verstehen und erinnerungsreichem Nachfühlen. Dämmerhafte Bilder vergangener Tage tauchen auf.

Hamburger Fremdenblatt:

Über eine der wichtigsten Lebensperioden des Meisters verbreitet dieses hochinteressante Buch Licht, über die Periode, deren widerwärtige Verwicklungen die Schaffenskraft des Genius zu hemmen drohten. Die Briefe sind der Spiegel jener Zeit. Die Aufzeichnungen der Empfängerin dieser hochinteressanten Briefe sind das Resultat einer wunderbaren Beobachtungsgabe und Urteilskraft, einer tiefen philosophischen Ruhe und eines nicht geringen Wissens.

Universum.

Wir haben das köstliche Buch mit außerordentlichem Genuß und wärmster Anteilnahme gelesen. Der vollendete Stil der Erinnerungen und der vornehme Ton der Darstellung sind von unsäglichem Reiz.

Preis des Werkes:

Geheftet 2 M., in Leinen 3 M., in Halbfranz 4 M.

Über die

Bayreuther Briefe

von

Richard Wagner

schreibt M. G. Conrad in den Bayreuther Blättern:

O ihr „Bayreuther Briefe“ — nach Gestalt und Aussehen ein Buch wie ein anderes, — wie erschütternd sprecht ihr zur unbefangenen Seele: Wie Bayreuth ward! Welch ein Denkmal sind diese „Briefe“ den Auserwählten, die als Werkgenossen des Meisters mit ihm in seiner Bauhütte Wahnfried heimisch werden durften, von ihm zum Range seiner Freunde erhoben! Wie aus einer verklärten Sphäre, wie im goldenen Glorienlicht unauslöschlicher Erinnerung spricht heute jedes Wort aus diesem Denkmal-Buch zu uns. Dieses wundervoll Menschliche des Genius, wie steigt's in diesen Meisterbriefen vor uns auf, sobald es der Leser reines Herzens in demütiger, inbrünstiger Andacht beschwört! . . . Durch welche verzweifelte Lagen hat er sich und seine Arbeitsgenossen mit der Gewalt seines rastlosen Denkens durchzuschlagen vermocht. Dieser unerschütterliche Kämpfer für das Ideal in der idealverarmten Welt. Und daß er Sieger blieb — die „Briefe“ machen das Unglaubliche glaublich. Bayreuth war der Altar, auf dem der Meister sich selbst zum Opfer dargebracht.

Preis des Werkes:

Geheftet 5 M., in Leinen 6 M., in Halbfranz 7 M.

Herrosé & Ziemsen, G. m. b. H., Wittenberg.

ML
410
W1A43
1908

Wagner, Richard
Richard Wagner an
Ferdinand Praeger 2.,
neu durchgesehene Aufl.

Music

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 12 04 01 09 005 6